1,40 DM / Band 88
Schweiz Fr 1,60 / Österr. S 10,-

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Der Friedhof des Schreckens

Belgien F 27 / Frankreich F 3,50 / Italien L 650 / Luxemburg F 25 / Niederlande f 1,60 / Schweden kr 4,25 i.m. / Spanien P 60



Der Friedhof des Schreckens

John Sinclair Nr. 88

von Friedrich Tenkrat

erschienen am 11.03.1980

Titelbild von Pujolar

Sinclair Crew

Der Friedhof des Schreckens

Es begann alles ganz harmlos. Wir dachten an nichts Böses, als Sheila und Bill Conolly sich das Konzert der Horror-Rock-Band ›Hot Devils‹ anhören wollten.

Aber dann passierten Schlag auf Schlag die haarsträubendsten Dinge. Und schließlich sollte sich unser aller Schicksal auf dem Friedhof des Schreckens erfüllen…

Das Grauen stand George Hunnicutt ins Gesicht geschrieben.

Verstört blickte er sich um. Er hatte Angst. Vielleicht wurde er verfolgt. Er, dessen Aufgabe es eigentlich gewesen wäre, den Menschen in dieser Stadt zu helfen und sie zu beschützen, hatte das Gefühl, daß er nicht fähig war, sich selbst vor großem Unheil zu bewahren.

Hunnicutt war Polizeibeamter.

Seit zehn Jahren versah er nun schon in dem Londoner Stadtteil Chelsea seinen Dienst. Immer hatte er seinen Beruf souverän ausgeführt.

Er hatte Verbrecher gejagt, Hilfsbedürftigen geholfen, verlorenen Kinder ins elterliche Heim zurückgebracht.

Man kannte George Hunnicutt, und man mochte ihn.

Die Menschen hatten Vertrauen zu ihm.

Doch nun war er dem Grauen begegnet, und das machte ihn ganz konfus. Nervös warf er wieder einen Blick über die Schulter.

Düster und menschenleer war die Straße. Der kalte Novemberwind trieb einen Zeitung vor sich her, riß sie hoch, jagte sie an grauen Gebäudefassaden entlang.

Fahrbahn und Gehsteige glänzten feucht. Es roch nach Schneeregen. Wer nicht unbedingt etwas zu erledigen hatte, der ging zu dieser unwirtlichen Stunde nicht mehr aus dem Haus.

Hunnicutt bog um die Ecke.

Hart hämmerten seine mit Metallplättchen beschlagenen Absätze auf den Asphalt. Die Schritte echoten unheimlich durch die düstere Gasse, die nur spärlich beleuchtet war.

George Hunnicutt spürte, wie sein Herz aufgeregt gegen die Rippen trommelte.

Der uniformierte Bobby schüttelte benommen den Kopf.

Er war zu seinem Revier unterwegs, dachte an die Kollegen. Kein Wort würden sie ihm glauben.

Sie würden denken, er habe den Verstand verloren. Aber, zum Teufel, das war nicht der Fall. Er hatte das Schreckliche mit eigenen Augen gesehen.

Ein leises Brummen drang an Hunnicutts Ohr.

Erschrocken drehte er sich um. War man bereits hinter ihm her? Damit er nicht ausplaudern konnte, was er beobachtet hatte?

Ein Wagen bog um die Ecke. Die abgeblendeten Scheinwerfer erfaßten den Bobby. Hunnicutt blieb stehen.

Er atmete heftig, versuchte sich seine Erregung nicht anmerken zu lassen. Der Wagen rollte mit mäßiger Geschwindigkeit heran.

Zwei Personen saßen in dem Fahrzeug.

George Hunnicutt konnte ihre Konturen nur undeutlich erkennen. Er wartete ab. Zehn Yards von ihm entfernt stoppte das Fahrzeug.

Der Wagenschlag schwang auf. George Hunnicutt biss sich auf die Unterlippe. Er vernahm das Kichern eines betrunkenen Mädchens.

Ein junger Mann verließ das Fahrzeug. Er half dem Girl aus dem Wagen. Sie gab ihm ihre Handtasche.

»Bedien dich, Phil«, sagte sie glucksend. »Irgendwo in diesem organisch gewachsenen Misthaufen befinden sich die Schlüssel. Wenn du mir versprichst, brav zu sein, darfst du noch mit hochkommen. Wir könnten…«

Das Mädchen flüsterte ihrem Begleiter etwas ins Ohr.

Er sagte rügend: »Aber, Gloria, was soll denn der Hüter des Gesetzes von dir denken, wenn du mir ein solches Angebot machst.«

»Wo ist denn ein Hü… Ach dort.« Das Mädchen lachte und winkte dem Bobby. »Hallo, Herr Polizist. Ich bin schlau. Sperren Sie mich jetzt ein?«

Hunnicutt erwiderte nichts.

»Laß das, Gloria«, sagte ihr Freund eindringlich. »Er versteht vielleicht keinen Spaß.« Und laut sagte er in Hunnicutts Richtung: »Entschuldigen Sie bitte.«

Der Bobby nickte. »Schon gut.«

Die beiden verschwanden in dem Haus, vor dem sie ausgestiegen waren. George Hunnicutt atmete erleichtert auf.

Er hatte schon geglaubt, der Wagen wäre seinetwegen hier langgefahren. Hunnicutt setzte seinen Weg fort.

Drei Minuten später erreichte er die Polizeistation. Bevor er eintrat, versuchte er sich zusammenzureißen.

Guillerman und Doyle hatten Bereitschaftsdienst. Als Hunnicutt eintrat, hob Raymond Guillerman den Blick von seiner Zeitung.

»He, bist du dem Teufel begegnet?« fragte er grinsend. Er war ein Pfundskerl. Hilfsbereit, pflichteifrig, offen und ehrlich.

Mit seinen riesigen himmelblauen Augen und den weichen, glatten Wangen wirkte er wie ein zu groß geratenes Baby.

Hunnicutt sagte nichts. Er nahm seinen Helm ab, hängte ihn an den Haken und setzte sich ächzend.

Charles Doyle klapperte nebenan mit dem Teegeschirr. Sein schmaler Kopf erschien kurz in der Tür.

»Ich koche gerade Tee. Trinkst du eine Tasse mit, George?«

»Ja«, sagte Hunnicutt mit belegter Stimme. Er öffnete den Mantel seiner Uniform.

Guillerman schob seine Zeitung beiseite und musterte den Kollegen eingehend. »George, was hast du? Was ist passiert? Ist irgend etwas nicht in Ordnung?«

Doyle kam mit dem Tee. Er stellte die blaue Keramiktasse vor Hunnicutt hin und goss aus der zerbeulten Kanne ein.

»Ist die Show der ›Hot Devils‹ wirklich so perfekt, wie behauptet

wird?« erkundigte er sich dabei.

Die ›Hot Devils‹ waren eine neue englische Popgruppe, die vom Start weg großes Aufsehen erregt hatte.

Die vier begabten Musiker traten mit Horror-Masken auf und spielten den härtesten Rock aller Zeiten.

Die Schock-Show, die sie dabei auf der Bühne abzogen, stellte alles bisher Dagewesene weit in den Schatten.

Es hieß, daß die audiovisuellen Gruseleffekte von Psychologen erfunden worden waren. Von Männern also, die genau wußten, wovor der Mensch Angst hatte.

»Ich habe noch kein perfekteres Programm als diese gesehen«, sagte George Hunnicutt. »Man kriegt dabei die Gänsehaut.«

Die ›Hot Devils‹ gaben seit drei Tagen je zwei Abendvorstellungen in der Chelsea Hall. Die Leute prügelten sich um die Karten.

Diesbezüglich hatte es George Hunnicutt besser gehabt. Er hatte sich die Horror-Show in seiner Eigenschaft als Polizeibeamter ansehen müssen, damit sich die jugendlichen Fans der Gruppe zu keinen übermütigen Ausschreitungen hinreißen ließen.

Guillerman lachte. »Hat dich der Hokuspokus in der Chelsea Hall tatsächlich so tief beeindruckt, George?«

Hunnicutt nahm einen Schluck von seinem Tee. Er sah Raymond Guillerman ernst an und erwiderte, obwohl er wußte, daß ihn seine Kollegen nicht glauben würden: »Das ist kein raffinierter Hokuspokus, Raymond. Das ist keine Show im üblichen Sinn. Diese vier Musiker bezwecken damit etwas ganz Bestimmtes.«

»So? Was denn?«

»Sie tragen das Böse unter die Leute. Sie pflanzen einen schwarzen Keim in die Herzen ihrer Fans.«

»Blödsinn.«

»Du warst nicht da, Raymond. Du hast die Gesichter der Zuschauer nicht gesehen. Die Show hat sie völlig in ihren Bann geschlagen. Ihre Gesichter nahmen einen grausamen Ausdruck an. Ihr Blick wurde kalt und hart. Ich sage dir, diese Show übt einen besorgniserregenden Einfluss auf das Publikum aus. Das ist nicht bloß eine neue zugkräftige Masche, die in der Chelsea Hall gehäkelt wird.«

»Sondern?«

»Dahinter steckt mehr«, behauptete Hunnicutt und trank wieder von seinem Tee.

»Du hast dich von der Reklame anstecken lassen«, sagte Charles Doyle. Er zitierte den Anreißer, der auf den Plakaten stand: »Kommen Sie und machen Sie einen Trip in die Welt des absoluten Grauens…«

»Ich bin während der Vorstellung dem personifizierten Bösen begegnet«, behauptete Hunnicutt.

»Jetzt mach aber einen Punkt«, sagte Guillerman.

»Wie sah’s denn aus, das Böse?« fragte Doyle.

George Hunnicutt schüttelte langsam den Kopf. Er blickte an Doyle vorbei. »Ich kann es nicht beschreiben. Mir fehlen die Worte. Es war etwas, das man sich nicht vorstellen kann. Etwas, das man mehr spürt als sieht. Es macht einem Angst. Man fühlt eine beklemmende Bedrohung. Es greift nach einem und löst eiskalte Schauer aus…«

Guillerman grinste breit. »Ich schlage vor, du begibst dich gleich morgen früh zum Amtsarzt und erklärst ihm dein Problem. Ich bin sicher, er kann dir helfen.«

Hunnicutt warf seinem Kollegen einen ärgerlichen Blick zu. »Ich wußte, daß ihr mir nicht glauben würdet. Aber ich bleibe dabei. Die Show der ›Hot Devils‹ stellt eine Bedrohung für London dar. Irgendwann werden das auch andere Leute erkennen. Doch bis dahin werden viele Menschen bereits verloren sein.«

Guillerman und Doyle warfen sich bedeutungsvolle Blicke zu. Sie waren beide der Meinung, daß Hunnicutt den Verstand verloren hatte.

Doch sie irrten.

***

Es war einundzwanzig Uhr, als Jane Collins und ich bei Sheila und Bill Conolly eintrafen. Wir stiegen aus meinem silberfarbenen Bentley. Jane stellte fröstelnd den Kragen ihres warmen Lammfellmantels auf.

»Kalt?« fragte ich.

»Das kannst du natürlich nicht verstehen, wie?« gab meine blonde Freundin zurück.

»Ich liebe die Kälte«, sagte ich lächelnd.

»Du mußt in deinem früheren Leben ein Eisbär gewesen sein.«

»Davon bin ich überzeugt.«

Wir begaben uns zum Eingang des Bungalows. Ich brauchte nicht zu klopfen und nicht zu läuten. Wir wurden erwartet.

Bill öffnete. Er war mein Kampfgefährte aus seligen Zeiten, ein braunhaariger Bursche, hochgewachsen und sportlich.

Er war von Beruf Reporter, doch er konnte es sich leisten, nur dann zu schreiben, wenn er dazu Lust hatte.

Seit Bill verheiratet war, mußte er bezüglich gefährlicher Abenteuer etwas kürzertreten. Das fand ich ganz in Ordnung.

Schließlich hatte Bill nicht nur auf Sheila, sondern auch auf seinen Sohn Johnny Rücksicht zu nehmen.

Wir traten ein. Bill lächelte uns ein wenig verlegen an. »Offen gestanden, es ist mir ein bißchen peinlich, euch belästigen zu müssen, aber…«

»Jetzt hältst du aber ganz schnell die Klappe, ja?« fiel ich dem Freund ins Wort. »Wenn wir nicht gern gekommen wären, wären wir nicht hier.«

Bill hob die Schultern. »Ich könnte mir vorstellen, daß ihr zwei etwas Besseres vorgehabt hättet, als…«

»Wir tun’s gern«, versicherte nun Jane dem Reporter.

Bill nahm ihr den Mantel ab und hängte ihn an den Haken. Ich zog meinen Burburry aus und hängte ihn daneben.

»Wir konnten so kurzfristig keinen Babysitter auftreiben«, sagte Bill. Wir begaben uns mit ihm in den Living-room.

»Hör endlich auf, dich zu entschuldigen«, sagte ich gespielt ärgerlich. »Das geht schon in Ordnung. Der kleine John ist immerhin mein Patenkind. Da kann ich auch mal was für ihn tun, oder?«

»Wenn du’s so siehst.«

»So sehe ich es«, bestätigte ich. Wir setzten uns. »Schläft der Junge schon?« erkundigte ich mich.

Bill verdrehte die Augen und seufzte. »Es war nicht leicht, ihn ins Bett zu kriegen. Als er erfuhr, daß Tante Jane und Onkel John kommen würden, wollte er unbedingt aufbleiben und auf euch warten. Wir mußten ihm versprechen, daß ihr ihn noch besucht, sonst wäre er nicht schlafen gegangen.«

Jane lächelte. »Ich habe ihn richtig gern, den Kleinen.«

»Er euch auch«, sagte Bill.

Er und Sheila hatten zwei Karten für ein Horror-Rock-Konzert der ›Hot Devils‹ von Bekannten geschenkt bekommen. Deshalb hatten sie uns vor einer Stunde angerufen und gefragt, ob es uns etwas ausmachen würde, während ihrer Abwesenheit über den Schlaf von Klein John zu wachen.

Wir hatten uns dazu sofort bereit erklärt, und auf der Fahrt hierher hatte Jane nachdenklich gesagt: »Wir werden für ein paar Stunden das Gefühl haben, eine richtige Familie zu sein. Vater, Mutter, Kind.«

Ich hatte den leicht wehmütigen Klang dieser Worte noch in den Ohren.

Jane hätte bestimmt nicht nein gesagt, wenn ich sie gefragt hätte, ob sie meine Frau werden wolle.

Doch ich würde ihr diese Frage niemals stellen. Mein gefahrvoller Beruf ließ einen solchen Schritt nicht zu. Es wäre unverantwortlich von mir gewesen, eine Familie zu gründen.

Jane kannte meine Einstellung. Sie hatte sich damit abgefunden.

Sheila Conolly betrat den Living-room. »Jane. John. Es ist wirklich nett, daß ihr gekommen seid.«

»Wenn du dich jetzt auch noch zu entschuldigen anfängst, gehen wir wieder«, sagte ich.

Sheila sah an diesem Abend besonders hübsch aus. Sie trug einen glitzernden elastischen Hosenanzug, der ihren makellosen Körper wie ein Etui umschloss.

Ich sagte ihr, sie sehe großartig aus. Sie bedankte sich für das

Kompliment mit einem warmen Lächeln.
»Der Junge schläft endlich«, sagte sie. »Dabei wollte er um keinen Preis einschlafen.«
»Bist du soweit?« erkundigte sich Bill.
»Wann beginnt die Vorstellung?« fragte Jane.
»Um zehn.«
»Dann solltet ihr euch auf die Socken machen.«
Sheila entdeckte einen winzigen Fleck auf ihrem Hosenanzug. Sie verschwand für drei Minuten, und als sie wiederkam, trug sie ein fliederfarbenes Kleid, das wunderbar zu ihrem goldenen Haar paßte.
Das Ehepaar Conolly bat uns, wir sollten uns bei ihnen wie zu Hause fühlen. Alles, was sich in Küche und Hausbar befand, stand uns zur Verfügung.
Wir wünschten den beiden einen vergnüglichen Abend. Bill holte Sheilas perlweißen Mercedes 350 SLC aus der Garage.
Ich trat ans Fenster und blickte dem davonfahrenden Wagen nach. Als die Hecklichter nicht mehr zu sehen waren, verließ ich den Livingroom, um nach Klein John zu sehen.
Er schlief wie ein Engel.
Ich kehrte zu Jane Collins zurück. »Nehmen wir einen Drink?«
»Gern«, sagte Jane.
Ich begab mich zur Hausbar.
Da läutete das Telefon. Ich änderte den Kurs, steuerte den Apparat an und hob ab. »Bei Conolly«, meldete ich mich.
»Oberinspektor Sinclair?«
»Der bin ich.«
»Hier spricht Officer Guillerman vom Revier Chelsea.«
»Was kann ich für Sie tun, Officer?«
»Ich habe mit dem Yard telefoniert. Einer ihrer Kollegen gab mir zwei Telefonnummern - Ihre und die Ihres Freundes Suko. Ihr Kollege meinte, wenn ich Sie in Ihrem Apartment nicht erreichen könne, würde Mr. Suko bestimmt wissen, wo Sie zu erreichen sind. Ihr Freund gab mir die Conolly-Nummer.«
»Na schön. Jetzt haben Sie mich an der Strippe. Und was liegt an?«
»Nun ja, Sir, das ist eine seltsame Geschichte. Officer Hunnicutt behauptet steif und fest, er habe das personifizierte Böse gesehen. Er läßt sich davon einfach nicht abbringen.«
»Wann und wo will er diese Wahrnehmung gemacht haben?« erkundigte ich mich.
»Er war dienstlich im Horror-Rock-Konzert der ›Hot Devils‹…«
Mir rieselte es kalt über den Rücken.
Sheila und Bill Conolly waren soeben abgefahren, um sich die Nachtshow der ›Hot Devils‹ anzusehen.
Ich merkte, wie sich meine Nackenhaare aufstellten. »Ich komme

sofort«, sagte ich und legte den Hörer auf die Gabel.
»Du fährst weg?« fragte mich Jane enttäuscht.
»Ich muß. Tut mir leid.«
»Und ich dachte, es würde ein netter Abend werden.«
»Ich kann nichts dafür«, sagte ich und erzählte Jane, was mir Officer Guillerman berichtet hatte. »Ich muß mit Hunnicutt sprechen.«
Ich wollte Jane auf den Mund küssen, doch sie gewährte mir nur einen Kuß auf die Wange. Seufzend sagte sie: »Warum mußte ich mich ausgerechnet in einen Yard-Beamten verlieben?«
»Paß gut auf Klein John auf. Ich komme so bald wie möglich zurück.«
Ich eilte aus dem Living-room, fischte meinen Mantel vom Haken, schlüpfte in meinen Mantel und stürmte aus dem Haus.
Wenig später saß ich in meinem Bentley.
Von diesem Augenblick an sollten sich die Ereignisse überstürzen…

***

Die Chelsea Hall war ein kotziger Bau aus Glas und Beton. Eines der eigenwilligsten Neubaugebäude der letzten Jahre.
Bill Conolly setzte Sheila vor dem Eingang ab und suchte dann einen Parkplatz. Er zog immer weitere Kreise, bis er endlich eine Möglichkeit fand, den Mercedes abzustellen.
Die Schultern hochgezogen, so ging Bill anschließend zur Chelsea Hall zurück. Es fehlten noch fünfzehn Minuten bis zum Konzertbeginn.
Riesige Poster zeigten die ›Hot Devils‹ in Action. Die vier Musiker sahen mit ihren Horror-Masken grauenerregend aus.
»Haben Sie ein schwaches Herz? Dann bleiben Sie dieser Show fern!« stand auf einem weißen Transparent. Die Schrift war blutrot.
Das Publikum bestand vorwiegend aus Jugendlichen. Nachdem Bill die Mäntel abgegeben hatte, sagte Sheila: »Also wir beide sind doch bei Gott noch nicht alt. Aber inmitten dieser jugendlichen Horde komme ich mir wie meine eigene Großmutter vor.«
»Quatsch, Darling. Du hebst dich wohltuend von diesem unfertigen Grünzeug ab.«
»Das hast du nett gesagt«, erwiderte Sheila lächelnd. Sie entnahm ihrer Handtasche die Eintrittskarten. Bill kaufte ein Programm, und sie gingen zu ihren Plätzen.
Es brodelte in dem riesigen Saal. Manche Leute fürchteten sich jetzt schon. Sie saßen still da und nagten an der Unterlippe oder kneteten ein Taschentuch…
Die Bühne war noch leer.
Eine Vielzahl von technischen und elektronischen Apparaturen stand auf dem Podium. Es waren Geräte dabei, die Bill Conolly noch nie gesehen hatte.

Ein Popcornverkäufer kam vorbei. Bill kaufte eine Tüte, riß sie auf, bot seiner Frau die weißen Flocken an.

Punkt zweiundzwanzig Uhr dröhnte ein Gong durch den Saal. Die vielen Stimmen verstummten. Irgendwo hinter Bill kicherte ein Mädchen nervös.

Die Spannung begann zu wachsen.

Das Saallicht wurde mit dem Phasenschalter zurückgedreht. Allmählich erlosch es. Dunkelheit lastete auf den Menschen.

Es wurde gehüstelt. Schuhe scharrten unruhig über den Boden. Wie aus weiter Ferne war auf einmal eine Totenglocke zu hören.

Dünn und wimmernd geisterte ihr Klang durch den Saal. Sheila tastete nach Bills Hand und hielt sie fest.

Auf der Bühne entstand ein Ungewisses Licht. Die nächtliche Szene eines unheimlichen Friedhofs wurde sichtbar.

Schemenhafte Gestalten huschten über die Gräber. Ein klagendes Windgejammer hob an. Bill und Sheila spürten einen kühlen Luftzug, der über ihre Köpfe hinwegstrich.

Aus den Quadrophonielautsprechern sickerte das gespenstische Heulen eines Wolfes, während im Hintergrund der Bühne ein großer Vollmond aufging.

Modergeruch schwebte durch den Saal. Jedermann nahm den unangenehmen Gestank nach Fäulnis wahr.

Der Auftritt der ›Hot Devils‹ war raffiniert organisiert. Ihr Auftreten wurde geschickt hinausgeschoben.

Diese Verzögerung ließ die Spannung ungemein anwachsen.

Röcheln. Stöhnen.

Und dann: Stille!

Aber nur für einen Sekundenbruchteil. Die nächtliche Friedhofsszene, die mittels der elektronischen Apparaturen auf die Bühne projizicrt worden war, versickerte in der Dunkelheit.

Plötzlich ein peitschender Akkord.

Es gab wohl niemanden im Saal – einschließlich Bill Conolly –, der in diesem Augenblick nicht heftig zusammengezuckt wäre.

In der Finsternis leuchteten bleiche Fratzen auf. Grauenerregend sahen sie aus. Masken, die einen unvorstellbar grausamen Ausdruck hatten.

Augen, in denen das Feuer der Hölle zu lodern schien. Raubtierzähne, Totenvisagen, Monstergesichter, die tatsächlich zu leben schienen.

Damit auch die Zuschauer auf den billigen Plätzen die volle Scheußlichkeit der Fratzen mitbekamen, erschienen diese auf einer überdimensionalen Projektionswand.

Jeder Anwesende fühlte sich persönlich von den Bestien auf der Bühne angestarrt. Der brennende Blick dieser Horrorwesen schlug

jeden einzelnen Zuschauer in seinen Bann.
Die Leute fühlten sich auf eine seltsame Weise bedroht. Ihre ängstlichen Herzen begannen schneller zu schlagen.
Und zu alldem gab es die harte, aggressive Musik einer Rock-Band, deren raketenhafter Senkrechtstart in der Showbranche beispiellos war.
Dröhnend und hämmernd war der Einstieg der Band. Bill merkte, wie sein Brustkorb von dieser irren Lärmorgie zum Vibrieren gebracht wurde.
Der Sound ging ihm durch Mark und Bein. Er fühlte sich ausgefüllt davon. Nichts anderes schien daneben noch Platz zu haben.
Sheila schien es genauso zu ergehen. Ihre Hand löste sich aus der von Bill. Gebannt starrte sie zur Bühne, auf der nun nach und nach mehr von den vier Musikern zu erkennen war.
Kein einziger sah wie ein Mensch aus.
Sie ähnelten eher Höllenkreaturen, und was wie eine Maske aussah, schien keine Maske zu sein.
Mitleidlos und brutal attackierte ihr Sound die Zuschauer. Die erste Nummer nahm zehn Minuten in Anspruch.
Fast übergangslos brachten die ›Hot Devils‹ den zweiten Titel. Sie gönnten ihrem Publikum keine Verschnaufpause, ließen die Leute nicht einmal applaudieren.
Die zweite Komposition löste im Saal einen lähmenden Schock aus. Bill bekam die Gänsehaut. Er erkannte, daß er kaum noch Herr seiner Sinne war.
Die Musik verformte seinen Charakter. Er glaubte mit einemmal, ein Herz aus Stein in seiner Brust zu haben.
Erschrocken schüttelte er den Kopf. Er wollte sich dem gefährlichen Einfluss der dröhnenden Rock-Rhythmen entziehen.
Sein Blick fiel auf Sheila. Er zuckte zusammen, als wäre ein Stromstoß durch seinen Körper gefahren.
Sheila war kaum noch wiederzuerkennen. Es war nichts Liebenswertes mehr an ihr. Haß und Aggression funkelten in ihren Augen.
Ihre Miene drückte den Wunsch aus, Böses zu tun. Bill legte in großer Sorge die Hand auf Sheilas Schulter. Er schüttelte seine Frau.
»Sheila! Sheila!«
Doch Sheila Conolly reagierte nicht. Sie war zu sehr von der grassierenden Massenhysterie befallen, der sich auch Bill kaum noch entziehen konnte.
Grelle Lichteffekte flammten auf.
Lichtkanonen schossen ihre bunten Kaskaden in den Saal hinein. Noch nie gehörte Geräusche und übernatürliche Klänge überlagerten die Rockmusik.

Videoprojektionen ließen auf der Bühne ein höllisches Chaos entstehen. Nebelschwaden umhüllten Schauerszenen, die an Grauen nicht zu überbieten waren.

Bill Conolly hatte den Eindruck, der Boden würde unter seinen Füßen beben. Er kämpfte hartnäckig gegen die Einflüsse an, die seine persönlichen Gedanken ausschalten wollten.

Aus dem Nichts schwebte eine Geisterhand an den Zuschauern, die in der ersten Reihe saßen, vorbei.

Eine alte graue Hand, halb durchsichtig, mit knotigen Fingern und langen, krallenartigen Fingernägeln.

Sie schwebte dicht an den Gesichtern der Leute vorbei und blieb vor Sheila Conolly abrupt hängen.

Der dürre Zeigefinger wies fordern auf die blonde Frau.

Entsetzt sah Bill, wie Sheila sich erhob.

Die Geisterhand wies auf die Bühne, und Sheila setzte sich in Bewegung. Sie hob träge die Arme. Ihr geschmeidiger Körper setzte die stampfenden Rhythmen in ekstatische Bewegungen um.

Tanzend entfernte sie sich von Bill.

Der Reporter sprang auf. »Sheila, bleib hier!«

Seine Frau hörte ihn nicht. Sie setzte ihren Weg zu den Bühnenstufen fort. Bill wollte sie dort nicht hinauflassen.

Er befürchtete, daß mit Sheila dort oben etwas Schreckliches passieren würde. Deshalb wollte er sie zurückholen.

Als er den ersten Schritt machte, vernahm er ein bösartiges Knurren.

Die graue, halb durchsichtige Hand legte sich auf seine Brust und stoppte ihn.

Eine eisige Kälte strömte auf ihn über.

»Sheila!« schrie er, doch niemand schien ihn zu hören.

Kein Mensch nahm von ihm Notiz.

Sheila ging weiter.

Sie hatte nur noch wenige Schritte bis zu den Stufen. Bill fing zu Schwitzen an. »Sheila, bleib stehen!« brüllte er.

Gleichzeitig steppte er blitzschnell zur Seite und rannte an der Geisterhand vorbei. Doch er kam nicht weit. Schon nach dem dritten Schritt packte ihn die Spukhand und riß ihn brutal zurück.

Sheila Conolly langte bei den Stufen an. Immer wilder, immer ekstatischer wurden ihre Bewegungen. Tanzend stieg sie die Stufen zur Bühne hinauf.

Verzückt watete sie durch den dichten Nebel, der die Bühne bedeckte. Geisterhaftes Licht hüllte sie ein. Es ließ nicht mehr von ihr ab.

Sheila ging aus sich heraus. Sie tanzte herausfordernd, aufreizend und lasziv. Sie war eine andere geworden, schien ihren Körper dem Teufel persönlich zum Geschenk machen zu wollen.

»Sheila!« schrie Bill Conolly. »Komm herunter!«
Doch er existierte nicht mehr für seine Frau.
Sie schien bereits einem anderen zu gehören. Ihre Miene drückte höchstes Vergnügen aus. Bill wollte erneut losstürmen.
Abermals stoppte ihn die kalte Geisterhand. Erneut vernahm er dieses feindselige Knurren.
Er schien der einzige im Saal zu sein, der noch Herr seiner Sinne war. Die anderen nahmen keinerlei Notiz von ihm.
Wutentbrannt schlug Bill die unheimliche Hand zur Seite. Auf der Bühne drehte sich Sheila.
Schneller.
Immer schneller.
Wie wurde zu einem menschlichen Kreisel. Bill erkannte, daß sie aufhören wollte, sich pausenlos zu drehen, doch sie konnte es nicht.
Sie war gezwungen, sich immerzu weiterzudrehen. Verzweiflung verzerrte ihr Gesicht. Angst funkelte mit einemmal in ihren weit aufgerissenen Augen. Panik befiel sie.
Sie schrie um Hilfe, doch ihr Schrei prallte gegen eine kalte Mauer, wurde – außer von Bill – von niemandem gehört.
Der Reporter jagte los.
Diesmal war er gewitzt.
Als ihn die Geisterhand erneut packen und zurückreißen wollte, wich er blitzschnell aus. Seine Faust schlug gleichzeitig von oben nach unten. Er traf die Spukpranke.
Sie knallte auf den Boden.
Bill setzte seinen Weg fort. Atemlos rannte er die Stufen hinauf. Sheila schrie nun schon so schrill, daß sich Bills Haare sträubten.
Sie kreischte, als befände sie sich in Lebensgefahr. Doch niemand im Saal schien mitzubekommen, welches Drama sich in diesem Moment auf der Bühne abspielte.
Blitze rasten zwischen Bill und Sheila hindurch.
Der Reporter prallte gegen ein unsichtbares Kraftfeld. Er war nur eine Armlänge von seiner Frau entfernt, konnte sich jedoch nicht anfassen, war nicht in der Lage, ihr zu helfen.
Jenes geisterhafte Licht, von dem Sheila Conolly eingehüllt war, drang plötzlich in ihren Körper ein.
Und je mehr ihr Leib von diesem spukhaften Schein in sich aufnahm, desto mehr verwischten ihre Konturen.
Bald war sie nur noch eine schemenhafte Gestalt – im Begriff, sich vollends aufzulösen.
Bill tobte vor Angst um seine Frau.
Ungestüm rannte er immer wieder gegen das harte Kraftfeld an. Doch so sehr er sich auch bemühte, diese unsichtbare Wand zu durchstoßen, es gelang ihm nicht.

Sheilas Körper wurde zu einem trüben Etwas, das ganz langsam zerfaserte. Und als Sheila Conolly dann plötzlich verschwunden war, glaubte Bill, sein Herz würde stehen bleiben.

»Aufhören!« brüllte er rasend vor Wut. »Aufhören!«

Er wollte das Spiel der Band stoppen. Doch ehe er einem der Musiker das Instrument aus der Hand reißen konnte, griff ihn wieder die Geisterhand an.

Bill war blind vor Zorn.

Das war sein Fehler.

Die Geisterhand nützte seine Konzentrationsschwäche sofort aus. Sie fintierte. Bill fiel prompt darauf herein. Seine Faust schoß ins Leere. Und er kassierte einen Treffer, der ihm augenblicklich die Besinnung raubte.

***

Beunruhigt sprang ich aus meinem Bentley.

Die Polizeistation von Chelsea war in einem alten Backsteingebäude untergebracht. Ich dachte an Sheila und Bill Conolly, und mir rieselte es kalt den Rücken hinunter.

Ich war gespannt, was Officer Hunnicutt mir erzählen würde.

Hastig betrat ich das Gebäude. Ein Uniformierter erhob sich. »Oberinspektor Sinclair?«

»Ja.«

»Verzeihen Sie, daß ich Sie um diese Zeit noch belästigt habe…«

»Geschenkt. Wo ist ihr Kollege?«

»Nebenan. Officer Doyle ist bei ihm. Hunnicutt zittert wie Espenlaub. Er befürchtet, es könnte ihm etwas zustoßen, weil er uns berichtet hat, was in er Chelsea Hall vorgefallen ist.«

»Ist ihr Kollege ein ängstlicher Typ? Kann man ihn leicht einschüchtern oder erschrecken?« wollte ich wissen, um mir ein Bild von dem Mann machen zu können.

»Bisher dachte ich, George Hunnicutt wäre nicht zu feige, um in die Hölle hinabzusteigen und dem Teufel eine zu kleben, Sir.«

»Und wenn er etwas erzählte – übertrieb er da manchmal?«

Raymond Guillerman schüttelte den Kopf. »Nein, Sir. George blieb stets bei der Wahrheit. Er hat noch nie etwas aufgebauscht. Nicht einmal zu dem Zweck, um eine Geschichte lustiger zu machen. Er liebt die Wahrheit über alles.«

»Bringen Sie mich zu ihm«, verlangte ich.

Guillerman führte mich in den angrenzenden Raum.

»George«, sagte er. »Dies ist Oberinspektor John Sinclair von Scotland Yard. Ich habe ihn angerufen und hierher gebeten, weil ich denke, daß es nicht schaden kann, wenn du ihm deine Story erzählst.«

Ich nickte Charles Doyle zu. Er sagte: »Freut mich, Sie kennen

zulernen, Oberinspektor. Ich habe einiges von Ihnen gehört…«

»Glauben Sie auf jeden Fall nur die Hälfte«, sagte ich. Dann bat ich Guillerman und Doyle, mich mit George Hunnicutt allein zu lassen.

Ich fischte mir einen Stuhl und setzte mich rittlings darauf. Hunnicutt musterte mich eingehend.

Schließlich sagte er: »Zuerst haben die beiden mir nicht geglaubt. Sie haben mich ausgelacht. Aber ich denke, nun haben sie erkannt, daß ich die Wahrheit rede, sonst hätte Raymond Sie nicht angerufen.«

»Ich werde Sie bestimmt nicht auslachen, Officer«, sagte ich, zog meinen Mantel aus und warf ihn auf den Tisch. »Schießen Sie los«, verlangte ich anschließend.

»Ich hatte in den Chelsea Hall Dienst. Da treten zur Zeit die ›Hot Devils‹ auf.«

»Ich weiß. Freunde von mir haben Karten…«

»Sie sollen nicht hingehen!«

»Ihr Rat kommt leider zu spät. Die beiden sind bereits da. Warum hätten Sie nicht hingehen sollen?«

»Bei diesem Konzert geht es nicht mit rechten Dingen zu. Die Musik der ›Heißen Teufel‹ verändert die Menschen zu ihrem Nachteil. Ich habe selbst den gefährlichen Einfluss zu spüren bekommen.«

»Hat er Sie auch verändert?«

»Nein.«

»Wieso nicht?« fragte ich.

»Ich habe mich dagegen mit aller Kraft gewehrt. Nur dadurch gelang es mir, mich dem Einfluss des Bösen zu entziehen, während alle anderen bereitwillig alles in sich aufnahmen, was ihnen die Show bot. Sie merkten nicht, daß sie in eine Art Abhängigkeitsverhältnis gerieten…«

Ich dachte an Sheila und Bill Conolly. Waren auch sie schon vom Bösen infiziert? Ich machte mir Sorgen um die beiden.

»Diese Gruppe stellt eine Bedrohung Londons dar!« behauptete George Hunnicutt.

»Erklären Sie mir das genau«, verlangte ich.

»Die ›Hot Devils‹ geben jeden Abend zwei Konzerte. Die Chelsea Hall ist täglich ausverkauft. Wenn die Menschen die Show verlassen, sind sie nicht mehr ganz sie selbst. Sie tragen den Keim des Bösen in sich!«

Ich schluckte. Möglicherweise stimmte jedes Wort, das der Officer sagte. Dann war London tatsächlich gefährdet.

Mir kam in den Sinn, daß die Zahl der Verbrechen in den letzten beiden Tagen sprunghaft angestiegen war.

Meine Yard-Kollegen standen vor einem Rätsel. Sie konnten sich dieses Phänomen nicht erklären.

Waren die ›Hot Devils‹ an diesem Verbrechens-Boom schuld? Hatten sie ihn mit ihrer geheimnisvollen Horror-Show ausgelöst?

Ich war entschlossen, der Sache noch in dieser Nacht auf den Grund zu gehen. So etwas durfte ich nicht auf sich beruhen lassen.

Dafür war ich zuständig. Schließlich gehörte ich einer Abteilung von Scotland Yard an, die sich ausschließlich mit Fällen dieser Art befasste.

»Ihr Kollege sagte mir am Telefon, Sie hätten behauptet, das personifizierte Böse gesehen zu haben«, sagte ich.

Hunnicutt wischte sich mit einer fahrigen Bewegung über die Augen.

»Ja, ich hab's gesehen, Sir. Es füllte den ganzen Saal aus. Es lag auf den Köpfen der Menschen. Es schwebte über den Sitzreihen. Ich fühlte es auch. Es schien mir körperlos zu sein, und doch nahm ich zeitweise eine Gestalt wahr. Es war grauenvoll anzusehen.«

»Beschreiben Sie es.«

»Das kann ich nicht.«

»Versuchen Sie es.«

Hunnicutt ließ seine Zungenspitze über die Lippen tanzen. Er starrte an mir vorbei. Sein Gesicht wurde noch blasser.

Grauen schimmerte in seinen Augen. Er schüttelte langsam den Kopf. »Ich darf darüber nicht sprechen, Sir.«

»Wer sagt das?« fragte ich unwirsch.

»Es.«

»Es?«

»Das Böse. Es will nicht, daß ich es beschreibe.«

»Wieso wissen Sie das?«

»Das Verbot befindet sich in meinem Kopf.«

»Hören Sie, Officer. Es ist möglicherweise sehr wichtig, daß ich weiß, wie das Ding ausgesehen hat, das Sie gesehen haben. Deshalb müssen Sie es beschreiben.«

»Ich… darf nicht…«, presste George Hunnicutt heiser hervor. Fingerdick glänzte der Schweiß mit einemmal auf seiner Stirn.

»Haben Sie Angst, Hunnicutt?«

»Ja.«

»Sie befinden sich in der Police Station. Ich bin bei Ihnen. Was kann Ihnen hier schon zustoßen, wenn Sie reden?«

George Hunnicutt schaute mich mit großen, furchtvollen Augen an.

»Das Böse ist überall, Sir.«

»Auch hier?«

»Auch hier!« bestätigte der Officer.

»Können Sie es sehen?«

»Nein. Aber ich fühle seine gefährliche Nähe.«

Ich rückte mit meinem Stuhl etwas näher an den Polizisten heran, fingerte meine Zigaretten aus dem Jackett, hielt ihm die Packung hin. Er bediente sich. Ich nahm mir auch ein Stäbchen.

Wir rauchten und redeten nicht über das, was Hunnicutt im

Augenblick quälte und ängstigte. Erst als wir fertig geraucht hatten, meinte ich: »Sie sind doch bestimmt mit mir der Meinung, daß dem Treiben der ›Hot Devils‹ ein Riegel vorgeschoben werden muß.«

Hunnicutt nickte hastig. »Sonst gibt es eine Katastrophe.«

»Als Polizeibeamter sind Sie verpflichtet, mich nach besten Kräften zu unterstützen, Officer.«

»Ich habe Sie ausführlich informiert, Sir.«

»Nicht ganz. Sie haben etwas ausgelassen.«

George Hunnicutt blickte mich flehend an. »Ersparen Sie es mir, darüber zu sprechen.«

»Das kann ich nicht.«

Hunnicutt holte tief Luft. »Na schön. Wenn Sie darauf bestehen… Ich sah…«

Weiter kam er nicht.

Er zuckte plötzlich heftig zusammen und stieß einen krächzenden Schrei aus. Seine Augen weiteten sich in namenlosem Grauen.

»S-i-n-c-l-a-i-r!« kam es kaum hörbar aus seinem Mund. »Helfen… Sie… mir…!«

Ich wußte nicht, was mit ihm los war. Sein Mund klaffte auf. Er japste verzweifelt, schien jedoch keine Luft in die Lungen zu kriegen.

Seine Augen quollen aus den Höhlen. Er schien sich gegen einen unsichtbaren Angreifer zur Wehr zu setzen.

Wie sollte ich dem Mann, dessen Leben zweifellos in größter Gefahr war, helfen?

Plötzlich wußte ich es.

Ich sprang auf.

Ich sah die Abdrücke von würgenden Händen an George Hunnicutts Hals. Die Hände waren nicht zu sehen. Nur die Druckstellen.

Hunnicutt bäumte sich verzweifelt auf. Er wollte schreien, doch seiner Kehle entrang sich nicht der leiseste Laut.

Ich stieß den Stuhl, auf dem ich rittlings gesessen hatte, beiseite. Er fiel polternd um.

Das Geräusch holte Raymond Guillerman und Charles Doyle von nebenan in den Raum.

»Um Himmels Willen…!« stieß Guillerman aufgeregt hervor.

»Draußenbleiben!« schrie ich.

Gleichzeitig riß ich mein Hemd auf und nahm das silberne Kruzifix ab, das ich stets um den Hals trage.

Das Kreuz stellt eine meiner wirksamsten Waffen im Kampf gegen das Böse dar. Es birgt die Kräfte des Guten in sich.

Vier Erzengel hatten an den Kreuzenden ihre Zeichen hinterlassen.

Mit dem Kruzifix in der Rechten, stürzte ich mich auf George Hunnicutt. Der Mann war einer Ohnmacht nahe.

Ich schlug mit dem geweihten Silberkreuz zu. Ein fremdartiges

Zischen erfüllte den Raum. Die Eindrücke der würgenden Hände verschwanden.

Officer Hunnicutt bekam wieder Luft. Er hustete und atmete gierig. Er massierte seine schmerzende Kehle.

»Sehen Sie…«, krächzte er mit verzerrtem Gesicht. »Ich hat's gesagt. Ich darf nicht darüber reden. Und ich werde auch keinen zweiten Versuch unternehmen. Können Sie das verstehen?«

»Natürlich, Officer«, sagte ich ernst.

Hunnicutt blickte auf mein Silberkreuz. »Sie haben mir das Leben gerettet, Sir. Ich danke Ihnen.«

»Keine Ursache. Ich würd's immer wieder tun.«

»Was werden Sie jetzt unternehmen?«

»Ich werde die Chelsea Hall aufsuchen«, sagte ich.

»Sehen Sie sich vor, Sir. Dort kann es für Sie verdammt gefährlich werden.«

»Ich bin es gewöhnt, mich mit den Mächten der Finsternis herumzuschlagen«, erwiderte ich.

Raymond Guillerman und Charles Doyle steckten ihre Köpfe wieder zur Tür herein. »Ist die Luft rein?« fragten sie.

»Ja«, antwortete ich.

»Was ist passiert?« wollte Guillerman wissen.

Ich wies auf Hunnicutt. »Er wird es Ihnen berichten. Gute Nacht, meine Herren. Ich werde anderweitig gebraucht.« Damit verließ ich die Polizeistation, setzte mich in meinen Bentley und steuerte die Chelsea Hall an.

Dabei hatte ich ein flaues Gefühl im Magen. Es war zu befürchten, daß das Böse auch das Wesen von Sheila und Bill Conolly total umkrempeln würde.

Dann waren die beiden nicht mehr länger meine Freunde, sondern meine erbitterten Gegner, die vermutlich alles daransetzen würden, mir in tückischster Weise ein Bein zu stellen.

***

Bill Conolly kam zu sich.

Ein heftiger Schmerz pochte in seinem Kopf. Er konnte sich kaum konzentrieren. Mühsam öffnete er die Augen.

Was war geschehen?

Die Erinnerung setzte tropfenweise ein. Zunächst entsann er sich der Ankunft von Jane Collins und John Sinclair, die in seinem Haus die Rolle der Babysitter übernommen hatten.

Dann waren er und Sheila weggefahren.

Zum Konzert…

Der Rest fiel Bill Conolly schlagartig ein. Sein Herz krampfte sich unwillkürlich schmerzhaft zusammen.

Er stöhnte.
Sheila!
Sie war von der Geisterhand auf die Bühne befohlen worden und hatte dort oben so lange nach der aggressiven Musik der Horror-Band getanzt, bis sie sich in nichts aufgelöst hatte.
»Sheila!« schrie Bill mit belegter Stimme.
Er richtete sich auf. Jetzt erst nahm er den harten, beinahe grausamen Rock wahr, den die ›Hot Devils‹ immer noch spielten.
Die Musik machte Bill konfus.
Sie schien ihn verletzen zu wollen, tat ihm sonderbarerweise aber nicht in den Ohren, sondern auf dem Körper weh.
Ihm was, als würden all seine Nervenstränge auf der Hautoberfläche liegen, und jemand würde mit einer Drahtbürste darüber streichen.
Ächzend kam Bill Conolly auf die Beine. Er erinnerte sich wieder, gegen die Spukhand gekämpft zu haben. Sie hatte ihn k. o. geschlagen.
Und niemand in dem riesigen Saal der Chelsea Hall hatte davon etwas mitbekommen. Die Zuschauer waren alle geistig weggetreten.
Die schreckliche Musik der Horror-Band hatte sie total in ihren Bann geschlagen. Sie waren alle der Welt völlig entrückt.
Bill Conolly fand das besorgniserregend. Doch noch viel besorgniserregender fand er das Verschwinden seiner Frau.
Sheila! Wohin war sie von der Macht des Bösen entführt worden? Wie konnte er ihr helfen? Wie sollte er seine Frau zurückholen?
Bestand diese Möglichkeit überhaupt?
Bei diesem Gedanken hatte Bill das Gefühl, Eiswasser würde durch seine Adern fließen. Er konnte sich ein Leben ohne Sheila nicht vorstellen.
Er brauchte sie. Und vor allem Klein John brauchte sie. Sollte das Kind in dieser Nacht seine Mutter verloren haben?
Schrecklich.
Bill Conolly riß sich zusammen. Er wollte etwas unternehmen. Irgendetwas. John fiel ihm ein. Wenn der Geisterjäger hier gewesen wäre, hätte Bill sich etwas wohler gefühlt.
John Sinclair wußte in diesem Fällen fast immer Rat.
Außerdem wußte er im Kampf gegen Geister und Dämonen besser Bescheid als er, Bill. Aber John Sinclair war nicht da.
Also war der Reporter gezwungen, allein gegen die Macht des Bösen anzutreten und zu versuchen, herauszufinden, wohin Sheila verschwunden war.
Kein Risiko war Bill zu hoch.
Er war bereit, alles auf sich zu nehmen, wenn er damit erreichte, Sheila zu retten. Vorerst einmal wollte er das Konzert der ›Hot Devils‹ platzen lassen, denn solange diese Kerle spielten, waren die Zuschauer

schachmatt gesetzt.
Bill hoffte, es würde sich ändern, denn er wollte die Band zwingen, zu spielen aufzuhören.
Vielleicht erhielt er dann Unterstützung aus den Reihen der Zuschauer.
Entschlossen wollte Bill losstürmen.
Da gewahrte er auf einmal, daß er von grünschimmernden Gitterstäben umgeben war. Er verstand nicht, wieso ihm das erst jetzt auffiel.
Er befand sich in einem Käfig, der auch oben geschlossen war. Die Stäbe waren so dick, daß nicht einmal Herkules sie hätte auseinanderbiegen können.
Bill sah sich verwirrt um.
Teufel, er mußte hier raus.
Aber wie?
Wütend warf sich der Reporter gegen die Stäbe. Sie klirrten. Bill packte sie. Sie waren so kalt wie die Geisterhand, mit der er gekämpft hatte. Die Kälte, die in Bills Hand strömte, war kaum auszuhalten.
Dennoch ließ der Reporter die Stäbe nicht los. Er rüttelte zornig daran, und er schrie um Hilfe, so laut er konnte.
Doch den Lärm, den die Horror-Band auf der Bühne produzierte, konnte er unmöglich überschreien. Verzweifelt ließ er von den Gitterstäben ab.
Er rieb die eiskalten Handflächen aneinander. »Ich will hier raus!« schrie er außer sich vor Wut. »He, du verdammter Spuk, von dem ich nur eine Hand gesehen habe! Laß mich aus diesem Käfig!«
Nichts geschah.
Die Gegenseite nahm keinerlei Notiz von Bill Conollys Geschrei. Er war auf Nummer Sicher, und da sollte er vorläufig bleiben.
Bill nahm plötzlich ein Flüstern, Wispern und Raunen wahr. Trotz des Höllenlärms auf der Bühne vernahm Bill die Geräusche immer deutlicher.
Jemand kicherte in seiner Nähe.
Er wirbelte herum, sah jedoch niemanden.
Bill bekam die Gänsehaut. Es war eine gespenstische Szene. Unheimlich. Bill wußte nicht, ob ihm Gefahr drohte.
Er ballte die Hände und wartete, war entschlossen, sein Leben bis zum letzten Atemzug zu verteidigen.
»Bill!« flüsterte es.
Der Reporter sah ins Nichts.
»Bill Conolly!«
»Verdammt, ihr könnt mich mit diesen Mätzchen nicht einschüchtern!« schrie der Reporter heiser. »Ich fürchte euch nicht. Ich werde mir Sheila zurückholen, das schwöre ich!«

»Du wirst sterben, Bill Conolly! So wie deine Frau!«
»Wo ist sie? Wo ist Sheila?«
»Du wirst sie wiedersehen – wenn sie tot ist!«
Bill warf sich erneut gegen die kalten Gitterstäbe. »Ihr werdet Sheila nichts tun! Ihr dürft sie nicht töten! Welcher verfluchte Teufel hat hier seine Hand im Spiel?«
»Er heißt Kelett«, flüsterte es. »Er wird sich Sheilas Seele nehmen und auch deine Seele gehört bereits ihm. Dagegen kannst du nichts mehr tun. Du bist Kelett schon verfallen!«
»Ich werde ihn bekämpfen! Ich werde ihn töten!«
Bill Conolly vernahm ein unheimliches Kichern. »Mach dich nicht lächerlich, Bill Conolly. Kein Mensch kann Kelett etwas anhaben. Schließ mit deinem Leben ab. Bereite dich auf den Tod vor. Dein Ende ist nahe!«

***

Ich erreichte die Chelsea Hall und hatte ein unangenehmes Kribbeln im Nacken. Von hier aus wurde also seit drei Tagen das Böse in die Stadt hineingetragen. Dem mußte ich schleunigst einen Riegel vorschieben, sonst würde aus London ein Hort des Grauens werden.
Eine Festung der Hölle!
Dazu durfte es nicht kommen.
Ich mußte das gefährliche Unkraut ausreißen, ehe es die Stadt überwucherte. Mein Bentley rollte unmittelbar vor den Eingängen der Chelsea Hall aus. Und zwar auf den markierten Plätzen für Einsatzfahrzeuge, die stets freigehalten werden mußten.
Was ich auf dem Polizeirevier erlebt hatte, hatte mir auf eine eindringliche Art veranschaulicht, wie gefährlich der Fall war, dessen ich mich angenommen hatte.
Was George Hunnicutt in meinem Beisein zugestoßen war, hatte mir zweierlei bewiesen: erstens, daß der Mann absolut die Wahrheit gesagt hatte, und zweitens, daß ich es diesmal anscheinend mit einem allgegenwärtigen Gegner zu tun hatte.
Größte Vorsicht war deshalb geboten.
Ich stieß den Wagenschlag auf und sprang aus dem Fahrzeug.
Ein Mann trabte auf mich zu. Er gestikulierte heftig und schüttelte ärgerlich den Kopf. Er war mittelgroß und hatte dunkle Knopfaugen, die mich wütend anstarrten.
»Sagen Sie mal, haben Sie keine Augen im Kopf?« schrie er mich an.
»Sie sehen doch, daß ich welche habe«, gab ich trocken zurück.
»Sind sie blind?«
»Ihr Krawattenknopf sitzt schief. Ein Blinder würde das nicht merken.«
»Sie denken wohl, weil Sie einen dicken Bentley fahren, können Sie

sich alles erlauben.«
»Mir scheint, Sie neiden mir den schönen Wagen.«
»Nie im Leben möchte ich so ein protziges Auto haben.«
»Kennen Sie die Geschichte mit dem Fuchs und den Trauben?« fragte ich.
»Hören Sie, Mister. Ihr Wagen steht auf einem Platz, der unbedingt freigehalten werden muß.«
»Richtig.«
»Für Einsatzfahrzeuge!« schrie der Mann.
Sein Geschrei reichte mir. Ich zückte meinen Ausweis. »Oberinspektor John Sinclair von Scotland Yard. Reicht Ihnen das?« fragte ich.
Der Mann hätte sich fast verschluckt. »Das… das konnte ich nicht ahnen, Sir. Warum haben Sie das denn nicht gleich gesagt?«
Ich bleckte die Zähne. »Ich wollte Ihre Reaktion testen.«
»Ich bitte vielmals um Entschuldigung…«
»Vergessen Sie's. Sie dürfen während meiner Abwesenheit auf meinen Wagen aufpassen. Sollte er geklaut werden, mache ich Sie verantwortlich.«
»Er wird nicht…«
Ich ließ den Mann stehen und betrat die Chelsea Hall durch eine der gläsernen Eingangstüren. Das Gebäude dröhnte.
Sämtliche Kassen waren geschlossen. Ich sah keinen Menschen. Erst als ich die Tür erreichte, die in den Zuschauerraum führte, trat mir ein livrierter Bursche finster blickend entgegen.
»Sir?«
Ich winkte ab. »Bemühen Sie sich nicht. Ich kriege die Tür schon allein auf.«
Der Livrierte wies mit dem Daumen auf die Tür. »Da dürfen sie jetzt nicht hinein.«
»Wieso nicht?«
»Sie würden die Vorstellung stören. Noch dazu ohne Eintrittskarte…«
»Ich besitze etwas Besseres als eine Eintrittskarte«, sagte ich.
»Das bezweifle ich.«
Ich zückte zum zweitenmal meinen Yard-Ausweis. Der Livrierte lächelte verlegen und meinte: »Das ist natürlich etwas anderes, Sir.«
Er machte mir die Tür auf und erwartete nicht einmal Trinkgeld dafür. Ich betrat den bis zum Bersten vollen Saal.
Auf der Bühne tobten die als Monster verkleideten Musiker. Ich konnte mich des Eindrucks nicht erwehren, daß Brutalität, Mord und Totschlag in der Luft hingen.
Die Leute schienen der Welt weit entrückt zu sein. Hart und grausam waren ihre Mienen. Gebannt verfolgten sie, was ihnen auf der Bühne geboten wurde.

Ich war davon überzeugt, daß ich jeden von ihnen hätte anbrüllen können, ohne gehört zu werden. Die harte Rockmusik hatte sie in gefährliche Trance versetzt.

Sie nahmen in diesem Zustand bereitwillig alles auf, was ihnen die Horror-Band auf audiovisueller Basis übermittelte.

Ich spürte die Kraft des Bösen, die sich im Saal bis in den letzten Winkel ausgebreitet hatte.

Die Macht der Finsternis versuchte auch mich in ihren Bann zu schlagen. Ich spürte die Angriffe, die nur deshalb wirkungslos von mir abprallten, weil mich mein geweihtes Silberkreuz vom Einfluss des Bösen bewahrte.

Deutlich fühlte ich ein Prickeln auf meiner Brust.

Die unsichtbaren Attacken der Gegenseite hatten automatisch die Kräfte, die sich in meinem Kreuz befanden, aktiviert.

Ich eilte durch den Saal, lief in Richtung Bühne.

Ich war sicher, Sheila und Bill Conolly in der gleichen Verfassung anzutreffen, in der sich das gesamte Publikum befand.

Warum hätte das Böse ausgerechnet meine Freunde verschonen sollen?

Je weiter ich nach vorn kam, desto schneller ging ich. Der hämmernde Rock ließ meine Knochen vibrieren.

Je näher ich den vier verkleideten Musikern kam, desto intensiver spürte ich das Unheil, das von ihnen und ihrer Musik ausging.

Ich erreichte die erste Reihe.

Alle Stühle waren besetzt. Bis auf zwei.

Sie waren leer. Sheila und Bill befanden sich nicht mehr im Saal.

Bei dieser Wahrnehmung zog sich unwillkürlich meine Kopfhaut zusammen!

***

Sheila Conolly fröstelte in ihrem dünnen fliederfarbenen Kleid.

Sie fand nur ganz langsam zu sich selbst zurück. Was sich während des Konzerts der ›Hot Devils‹ ereignet hatte, entzog sich ihrer Kenntnis.

Sie wußte nichts von der Geisterhand, die auf sie gewiesen und sie auf die Bühne geschickt hatte. Sie hatte keine Ahnung, daß sie auf der Bühne wie von Sinnen getanzt hatte.

Aber sie erinnerte sich entfernt an jenes seltsame Licht, das in ihren Körper eingedrungen war und sie fortgeholt hatte.

Fort – wohin?

Sheila fragte sich, wo sie sich befand.

Zum erstenmal seit langem schaute sie sich wieder bewußt um, und sofort fuhr ihr ein eisiger Schrecken in die Glieder.

Sie befand sich auf einem Friedhof!

Ringsherum erhoben sich graue Grabsteine. Unkraut wucherte auf und zwischen den verwilderten Hügeln.

Sheila kannte diesen alten Friedhof, der nicht mehr belegt zu werden schien, nicht. Sie war sicher, daß sie hier noch niemals gewesen war.

Ein kalter Wind strich über ihren Körper. Sie schüttelte sich. Die Szene war unheimlich. Sheila bekam Angst.

Wo war Bill?

Sheila suchte ihn. War auch er auf diese unerklärliche Weise hierher gekommen?

»Bill!« rief Sheila Conolly zaghaft. Ihr Ruf wurde ihr von den Lippen gerissen. Der Wind trug ihn fort und zerfaserte ihn.

»Bill?« rief Sheila noch einmal furchtsam.

Doch Bill antwortete ihr nicht. Stattdessen krochen feuchte Nebelfetzen über die Gräber. Sie krochen direkt auf Sheila zu.

Die junge hübsche Frau fürchtete sich davor. Sie wandte sich um, wollte vor den herankriechenden Schwaden fliehen.

Da erblickte sie am Ende des Friedhofs eine verwitterte Hütte. Die Bretter, aus denen sie bestand, wirkten grau und unansehnlich.

Die Hütte schien von Wind und Wetter arg in Mitleidenschaft gezogen worden zu sein. Der Schnee vom letzten Winter schien sie niedergedrückt zu haben.

Es gab daran keinen einzigen rechten Winkel mehr.

Damit sie nicht ganz in sich zusammenfiel, war sie von jemandem, der kein Fachmann war, notdürftig ausgebessert worden.

Ein seltsamer, dürrer Baum ragte neben der Hütte auf. Seine Äste wirkten wie Spinnenbeine, die ständig zitternd in Bewegung waren.

Der graue Nebel kam Sheila immer näher.

Es schien sich geisterhaftes Leben in ihm zu befinden.

Zielstrebig kroch er auf die blonde Frau zu.

Sheila glaubte zu sehen, wie aus den Nebelfetzen Arme wuchsen. Arme, die schnell länger wurden und sich ihr entgegenstreckten.

Ängstlich lief Sheila Conolly davon. Sie sprang über steinerne Grabeinfassungen und stolperte über Bodenunebenheiten.

Das verfilzte Unkraut brachte sie mehrmals aus dem Gleichgewicht, doch es gelang ihr immer wieder, sich gerade noch zu fangen und nicht zu fallen.

Ein gespenstisches Seufzen flog durch die Nacht.

Sheila bekam eine Gänsehaut. Mehr und mehr gewann sie den Eindruck, daß sie auf diesem Friedhof des Grauens nicht allein war.

Sie fühlte sich angestarrt, belauert und verfolgt.

Eine Vielzahl von Fragen schwirrten durch ihren Kopf.

Was war das für ein Friedhof? Wo befand sich dieser Gottesacker? In London? Außerhalb der Stadt? In einer anderen Welt?

Großer Gott, wenn er sich in irgendeinem Dämonenreich befand, wie

sollte Sheila dann jemals wieder zu ihrer Familie zurückfinden?

Zitternd vor Kälte und Angst erreichte Sheila Conolly die Bretterhütte. Die Fenster waren nicht verglast.

Schwarze Öffnungen waren es, die wie riesige eckige Augen aussahen. Sheila warf einen gehetzten Blick über die Schulter.

Der geisterhafte Nebel war immer noch hinter ihr her. Er bildete im Augenblick eine breite Front, schwebte über Grabhügel und Grabsteine lautlos heran.

In ihrer Furcht glaubte die junge Frau, in der morschen Bretterhütte Schutz zu finden.

Hastig trat sie ein. Es gab keine Tür, die ihr den Weg versperrte.

Es war stockdunkel in der Hütte.

Sheila konnte kaum die Hand vor den Augen sehen.

Draußen teilte sich der Nebel. Er zerriß und schwebte in kleinen Fetzen davon. Er schien seine Aufgabe erfüllt zu haben.

Sheilas Herz schlug hoch oben im Hals.

Sie versuchte, die Dunkelheit mit den Augen zu durchdringen.

Plötzlich hellte sich die Schwärze ein wenig auf, um im selben Moment stieß die blonde Frau einen gellenden Entsetzensschrei aus.

Nacktes Entsetzen verzerrte ihr hübsches Gesicht. Ihre Augen waren weit aufgerissen. Furchtvoll und fassungslos starrte sie auf die zwei Menschen, die vor ihr auf dem Boden lagen.

Junge Mädchen waren es.

Leblos lagen sie auf dem Rücken. Wie aufgebahrt.

Sheila brauchte sie sich nicht aus der Nähe anzusehen. Sie war auch so davon überzeugt, daß diese Mädchen tot waren!

Und einen erschreckenden Augenblick später wußte Sheila Conolly, daß ihr dasselbe Schicksal bevorstand wie diesen Mädchen.

Sie begriff, daß sich auch ihr Schicksal auf diesem Friedhof des Grauens erfüllen sollte.

Tränen traten in ihre Augen.

Es erfüllte sie mit einer unendlichen Traurigkeit, zu wissen, daß sie ihre Familie nie mehr wiedersehen würde.

Nie mehr würde sie Bills zärtliche Stimme hören. Nie mehr würde sie ihren kleinen Jungen in die Arme nehmen und an sich drücken können.

Vorbei.

Es war alles vorbei.

Das Leben war zu Ende…

***

Zwei leere Plätze!

Sheila und Bill Conolly waren verschwunden. Das schmeckte mir nicht. Ich legte meine Stirn in Falten. Wo waren die beiden

hingekommen? Hatte ihnen die Horror-Show der ›Hot Devils‹ nicht zugesagt?

Hatten meine Freunde den Saal bald nach Beginn verlassen? Zu diesem frühen Zeitpunkt hätten sie das möglicherweise noch schaffen können.

Ich trat vor den jungen Mann, der entweder neben Bill oder neben Sheila gesessen hatte. »He! Sie!«

Er schien durch mich hindurchzusehen.

Ich rüttelte seine Schulter. »Hallo, Kamerad! Aufwachen! Die Show ist zu Ende!«

Er nahm keine Notiz von mir. Ich ließ von ihm ab. Wenn Sheila und Bill die Show für Mist gehalten hatten, dann waren sie bestimmt nicht geblieben.

Ich konnte mir vorstellen, daß sie in einem solchen Fall unverzüglich nach Hause zurückkehrten, um mit Jane Collins und mir einen netten Abend zu verbringen.

Ich hoffte, daß ich mir unnötig Sorgen um das Ehepaar machte.

Hastig verließ ich den Saal. Der Livrierte, der mich eingelassen hatte, war nicht mehr auf seinem Posten.

Ich entdeckte eine in der Wand eingelassene Fernsprechzelle und betrat sie kurzentschlossen. Ich nahm den Hörer vom Haken, fütterte den Automaten mit einer Münze und wählte anschließend die Nummer der Conollys.

Nach dem dritten Läuten meldete sich Jane Collins.

»Hier ist John…«

»John«, kam es vorwurfsvoll durch die Leitung. »Du wolltest doch so bald wie möglich wieder zurückkommen.«

»Richtig. So bald wie möglich, Baby. Es ist noch nicht möglich.«

»Ich langweile mich zu Tode.«

»Schalt das Fernsehgerät ein.«

»Das würde meine Langeweile nur verschlimmern. Kennst du das britische TV-Programm nicht?«

»Es ist auf der ganzen Welt gleich schlecht.«

»Wenn das ein Trost gewesen sein soll…«

»Jane, ich hab’s eilig«, sagte ich.

»Von wo aus rufst du an?«

»Ich bin in der Chelsea Hall. Sheila und Bill sitzen nicht auf ihren Plätzen. Ich wollte dich fragen, ob sie vielleicht wieder nach Hause gekommen sind, doch wenn du dich langweilst, erübrigt sich diese Frage.«

In Schlagworten berichtete ich Jane, was sich auf der Police Station ereignet, was ich von George Hunnicutt erfahren und welche beklemmende Atmosphäre ich in der Chelsea Hall vorgefunden hatte.

»Sheila und Bill verschwunden«, stieß Jane aufgeregt hervor. »Großer

Gott.«
»Das kann man wohl sagen.«
»Der arme Johnny.«
Ich zog die Luft scharf ein. »Sprich nicht so, als ob der Kleine bereits ein Waisenkind wäre!«
»Entschuldige, John.«
»Schon gut.«
»Was wirst du nun unternehmen?« wollte meine Freundin wissen.
»Ich werde sie suchen.«
»Wo?«
»Das weiß ich noch nicht. Es wird sich eine Möglichkeit finden, den Hebel anzusetzen.«
»Sei vorsichtig, John. Paß auf dich auf. Ich möchte nicht, daß auch du spurlos verschwindest.«
Ich lachte bitter. »Keine Sorge, Jane. Ich bin ein Stehaufmännchen. Ich komme immer wieder auf die Beine.«
Rasch hängte ich den Hörer an den Haken. Da preßte mir plötzlich jemand einen harten Gegenstand in den Rücken.
Revolver! dachte ich fast automatisch.
Und eine Stimme sagte: »So, so. Sie wollen also Sheila und Bill Conolly wiederfinden. Wie gut sich das trifft. Ich bin in der Lage, Ihnen zu helfen, die beiden wiederzusehen.«
Ich hob unaufgefordert die Hände.
Möglicherweise hatte der Kerl hinter mir einen nervösen Zeigefinger. Ich wollte ihn nicht dazu verleiten, den Stecher durchzuziehen.

***

Das Grauen schnürte Sheila Conollys Kehle zu. Gebannt starrte sie auf die beiden Leichen. Sie faßte sich an die pochenden Schläfen.
Entsetzt wich sie zurück. Zwei tote Mädchen! Und auch sie sollte sterben. Obwohl es ihr niemand gesagt hatte, wußte sie es. Verzweifelt schüttelte Sheila den Kopf. »Ich will nicht!« preßte sie mühsam hervor. »Ich will nicht sterben! Ich will leben! Ich muß leben! Für meinen Jungen! Für meinen Mann…!«
Sheila wußte nicht, wie die beiden Mädchen ums Leben gekommen waren. Waren sie hier drinnen in dieser morschen, gespenstisch ächzenden Hütte gestorben? Oder draußen auf dem Totenacker?
Wo drohte Sheila Conolly größere Gefahr? Hier drinnen – oder draußen? Das Holz knarrte und knackte unheimlich. Sheila hielt es in der Bretterbude plötzlich nicht mehr länger aus. Sie fühlte sich darin eingesperrt, obwohl keine Tür vorhanden war. Nervös verließ sie die Holzhütte.
Tückisches Leben schien sich in den schwarzen Falten der Dunkelheit zu verbergen. Die Nacht atmete der jungen Frau ihren eiskalten Atem

entgegen.
Erst mal fort von diesem schrecklichen Friedhof! dachte Sheila Conolly. Dann kannst du weitersehen, wohin du laufen willst. Sie eilte durch die Finsternis. Mehrmals sah sie sich um, ob die unheimlichen Nebelfetzen nicht wieder auftauchten. Doch die ließen sich nicht mehr blicken. Sheilas goldenes Haar wehte wie eine gelbe Fahne hinter ihr her. Die junge Frau lief in großer Eile zwischen den Gräbern hindurch. Wieder stolperte sie mehrmals. Mit den Armen durch die Luft rudernd, schaffte sie es immer wieder, gerade noch auf den Beinen zu bleiben. Aber schließlich fiel sie doch. Hart knallte sie auf den Boden. Sie schmeckte die Erde auf ihren Lippen, und es knirschte zwischen ihren Zähnen. Ihr Knie schmerzte. Sie bemühte sich, wieder auf die Beine zu kommen, die Flucht fortzusetzen. Doch plötzlich stockte ihr der Atem. Es passierte etwas, dass sie an ihrem Verstand zweifeln ließ. Sheila Conolly lag neben einem flachen Grabhügel. Sie vernahm ganz deutlich ein unheimliches Kratzen.
Sie hörte, wie die Erde von einer übernatürlichen Kraft auseinandergetrieben wurde. Sie beobachtete fassungslos, wie die Erde Sprünge bekam. Etwas, das sich darunter befand, drängte gewaltsam nach oben.
Panik befiel die junge Frau. Sie preßte die Faust an ihren Mund, grub die Zähne in sie. Verdattert verfolgte sie das grauenvolle Schauspiel.
Immer tiefer wurden die Erdrisse.
Die Scholle zerbrach. Ein schwarzer Trichter bildete sich, und aus diesem schoß in der nächsten Sekunde eine kreideweiße Knochenhand.
Sheila starrte entsetzt auf die skelettierten Finger. Ihr Herz übersprang einen Schlag. Sie machte in diesen Minuten des Grauens Schreckliches mit.
Es grenzte an ein Wunder, daß sie bei diesem Horror nicht die Besinnung verlor.

***

Ich hatte nach wie vor, aus Sicherheitsgründen, meine Hände oben.
Der Revolver störte mich in meinem Rücken. Ich drehte mich langsam um, um zu sehen, mit wem ich das zweifelhafte Vergnügen hatte.
Der Mann hatte stahlblaue Augen und ein ovales Gesicht. Er war so groß wie ich, wirkte kräftig, und ich wußte, daß er in seinem Leben schon zahlreiche Berufe ausgeübt hatte: Catcher, Leibwächter, Rausschmeißer, Söldner… Und nun war er Manager.
Sein Name war Kevin Siegel.
Er managte die ›Hot Devils‹, und seine Kollegen beneideten ihn um seinen beispiellosen Erfolg.

Ich war Kevin Siegel noch nicht persönlich begegnet, kannte sein Gesicht aber aus den Zeitungen.
Er zielte mit einem Colt Peacemaker auf meinen Nabel.
»Ich finde nicht schön, was Sie da tun, Siegel!« sagte ich hart.
»Das ist mir gleichgültig.«
»Ich bin Polizist.«
Kevin Siegel grinste. »Aber nicht mehr lange.«
»Wie darf ich das verstehen?«
»Es wird dafür gesorgt werden, daß sie von der Lebensbühne abtreten.« Der Manager lachte. »Habe ich das nicht hervorragend formuliert, Sinclair?«
»Wo befinden sich Sheila und Bill Conolly?« wollte ich wissen.
»Kommen Sie. Ich bringe Sie zunächst einmal zu Ihrem Freund Bill. Ich bin sicher, er wird sich darüber freuen, daß Sie ihm Gesellschaft leisten. Nach dem Konzert wird man sich dann weiter um Sie kümmern.«
»Warum tun Sie das, Siegel?« fragte ich schneidend.
»Ich habe meine Gründe. Ende der Fragestunde, Sinclair. Vorwärts jetzt! Und keine Tricks, sonst jage ich Ihnen eine Kugel in den Pelz. Kein Mensch würde den Schuss hören. Die ›Hot Devils‹ üben eine noch nie dagewesene Faszination auf ihr Publikum aus, wie Sie selbst feststellen konnten.«
»Was wird hier gespielt, Siegel?«
»Halten Sie die Klappe und gehen Sie vor mir her!« schnauzte mich der Manager an.
Ich gehorchte.
Wir durchschritten einen Gang, der direkt hinter die Bühne führte. Die ›Hot Devils‹ drehten soeben noch mehr auf.
Folternd war der Sound, der auf die Zuschauer einhämmerte. Er weckte Bosheit und Gemeinheit, Haß und Zwietracht.
Ich ging dem Manager nicht schnell genug, deshalb versetzte er mir einen ungeduldigen Stoß.
Ich stolperte drei Stufen hinauf – und dann sah ich Bill Conolly!
Er stand in einem Käfig, dessen dicke Gitterstäbe grün schimmerten.
»Was hat das zu bedeuten?« fragte ich Kevin Siegel.
»Wir haben Ihren Freund in Gewahrsam genommen. Er wollte die Show stören!«
»John!« schrie Bill verzweifelt.
Er streckte mir durch die Gitterstäbe die Hände entgegen.
»Bill!«
»John, diese Teufel haben sich Sheila geholt!« schrie Bill.
Ich wandte mich an Kevin Siegel. »Ist das wahr?«
Der Manager nickte grinsend. »Ihr Freund hat recht, Sinclair. Magische Kräfte haben Sheila Conolly von hier fortgeholt.«

»Wohin?« frage ich wie aus der Pistole geschossen. »Wo befindet sich Sheila in diesem Augenblick, Siegel?«

»Auf dem Friedhof des Grauens«, kam die Antwort.

»Wo ist der?«

»Irgendwo außerhalb Londons. Kelett hält sich dort verborgen.«

»Kelett? Wer ist das?«

»Kelett der Dämon. Er hat die Absicht, sich London Untertan zu machen. Es ist mir eine große Ehre, ihm dabei helfen zu dürfen. Die ›Hot Devils‹ sorgen dafür, daß Keletts Saat aufgeht. Das Böse wird in der Stadt rasend schnell um sich greifen. Sie sind Polizeibeamter, Sinclair. Ihnen müßte eigentlich aufgefallen sein, daß die Zahl der Verbrechen enorm gestiegen ist. Das ist unser Werk.«

»Darauf brauchen Sie sich nichts einzubilden!« sagte ich verächtlich.

»Kommt darauf an, von welcher Seite man's betrachtet«, erwiderte Kevin Siegel grinsend.

»Was hat Kelett mit Sheila Conolly vor?« wollte ich wissen.

Bill starrte den Manager wütend an. Wenn er die Möglichkeit gehabt hätte, aus diesem seltsamen Käfig auszubrechen, wäre er garantiert mit seinen Fäusten über Kevin Siegel hergefallen.

»Der Dämon wird Sheila Conolly die Seele nehmen«, antwortete der Manager. Er fühlte sich sehr sicher mit seiner Waffe.

Ich wartete mit wachsender Spannung auf meine Chance, ihn angreifen zu können. Eine winzige Unachtsamkeit hätte mir genügt.

Doch noch war Kevin Siegel auf der Hut. Er wußte, daß ich ihm gefährlich werden konnte. Deshalb zielte er mit seinem Colt weiterhin auf mich.

»Sheila Conollys Seele wird Kelett kräftigen. Er hat davor bereits die Seelen zweier Mädchen in sich aufgenommen«, erzählte der Manager.

Ich wünschte mir, daß er den Revolver für eine Weile weglegte. Dann hätte ich ihn an meinen Fäusten riechen lassen.

»Töten?« brüllte Bill verzweifelt im Käfig. »Der gottverfluchte Dämon will Sheila töten?«

Kevin Siegel bleckte die Zähne. »Kelett hat die Absicht, sich ein kleines Heer von Dienern und Dienerinnen zuzulegen. Deshalb macht er aus Menschen seelenlose Werkzeuge, die er dann in seinem Sinn einsetzen kann.«

»Grauenhaft«, stöhnte der Reporter.

Der Manager lachte. »Ihre Frau wird zur Untoten werden. Noch in dieser Nacht, Conolly!«

Bill rüttelte an den Gitterstäben. »Lassen Sie mich sofort raus, damit ich Ihnen zeigen kann, was eine Harke ist.«

Siegel lachte gehässig. »Ich verstehe nicht, weshalb Sie sich dermaßen aufregen, Conolly. Auch Sie wird Kelett zum Untoten machen. Dann sind Sie mit Ihrer Frau wieder glücklich vereint. Was

wollen Sie mehr!«
»Du Schwein!« brüllte Bill.
Er warf sich ungestüm gegen die Gitterstäbe, doch damit erreichte er gar nichts.
»Kelett will noch viele Seelen haben«, sagte Kevin Siegel ungerührt. »Wir werden sie ihm besorgen!« Er hob die Kanone und zielte damit auf meinen Freund.
Meine Nackenhaare stellten sich quer.
»Treten Sie zurück, Conolly!« befahl der Manager scharf.
Bill gehorchte.
Und ich erkannte meine Chance. Erstmals wies der Lauf des Peacemakers nicht auf meinen Bauch. Diese einmalige Gelegenheit mußte ich sofort nützen.
Ich explodierte förmlich.
Meine Handkante traf den Revolverarm des Managers. Kevin Siegel stieß einen wütenden Schrei aus. Aber der Colt fiel nicht zu Boden.
Siegel bewies, daß er als Catcher immer noch der Chef im Ring gewesen wäre. Er sprang mich blitzschnell an.
Seine Linke streifte meine Schläfe. Der Treffer hätte mich niedergestreckt, wenn ich den Kopf nicht blitzschnell zur Seite genommen hätte.
Ich konterte.
Doch Kevin Siegel wich geschickt aus und hieb mir den Colt gegen den Oberarm.
Und dann kam er Treffer, der mich kraftvoll nach hinter beförderte.
Dabei geschah etwas Seltsames!
Ich flog in Richtung Käfig. Eigentlich hätte ich mit dem Rücken gegen die grünschimmernden Stäbe prallen müssen.
Doch etwas anderes passierte: Die Stäbe wurden weicher als Gummi. Ich spürte, wie mein Körper sie berührte.
Sie bogen sich auseinander, ließen mich durch und erstarrten sofort wieder, sobald ich mich im Inneren des Käfigs befand.
Bill fing mich auf.
Ich sprang vorwärts, wollte nicht wahrhaben, daß nun auch ich in diesem Käfig gefangen war. Doch ich prallte hart gegen die dicken Stäbe.
Meine Freiheit war mir genommen.
Grinsend steckte Kevin Siegel seinen Colt weg. Er trat einen Schritt näher. »Wir sehen uns wieder, Sinclair«, sagte der Manager. »Nach der Show. Bis dann.«
Siegel drehte sich höhnisch lachend um und verschwand aus unseren Augen.

***

Die Knochenhand!
Verstört starrte Sheila Conolly sie an. Wie verrückt pochte ihr Herz gegen die Rippen. Sie beobachtete, wie sich die weißen Skelettfinger bewegten. Zuckend öffnete und schloß sich die Hand.
Doch damit nicht genug.
Unter der Erde arbeitete es weiter.
Immer länger wurden die Sprünge im Boden. Das knirschende Geräusch, das es dabei gab, jagte Sheila eiskalte Schauer über die Wirbelsäule.
Die blonde Frau sprang atemlos auf.
Im selben Moment tat sich die Erde mit einem berstenden Krachen auf. Und aus der Tiefe des Grabes erhob sich eine grauenerregende Gestalt.
Kreischend sprang Sheila Conolly zurück. Eine innere Stimme befahl ihr, zu fliehen, doch der Schock lahmte sie.
Die Beine gehorchten ihr nicht.
Weiß wie ein Laken war die hübsche Frau. Ihr Körper bebte vor Furcht. Mit weit aufgerissenen Augen starrte sie die grauenvolle Gestalt an, die dem Grab entstiegen war.
Sheila hatte ein großes Skelett vor sich.
Spinnwebendünn war das weiße, wallende Gewand, in das der Knochenmann eingehüllt war. Der kalte Nachtwind bewegte das Gewebe ständig.
Es umspielte knisternd die dürre Gestalt des Schrecklichen.
Endlich fiel die Lähmung von Sheila ab. Sie fühlte, daß sie sich nun wieder auf ihre Beine verlassen konnte.
Kelett, der Dämon, starrte die hübsche Frau grinsend an. In der Schwärze seine Augenhöhlen lag die Kälte des ewigen Todes.
Sheilas Atem ging stoßweise. Als sie den Anblick des Scheußlichen nicht mehr ertragen konnte, wirbelte sie herum und hetzte davon.
Ein unwilliges, ärgerliches Knurren flog hinter ihr her. »Das hat keinen Zweck!« donnerte Keletts Stimme über den finsteren Gottesacker. »Du entkommst mir nicht!«
Sheila befürchtete, daß der Unheimliche recht hatte, aber sie wollte es wenigstens versucht haben.
Verbissen rannte sie um ihr Leben. Sie mobilisierte alle ihre Kraftreserven. Mehrmals drohte sie hinzufallen.
Sie prallte mit der Hüfte gegen einen Grabstein. Der Schmerz, der in ihrer Seite explodierte, war so heftig, daß sie nur noch humpelnd weiterlaufen konnte.
Sie biss die Zähne zusammen.
Sie wußte, daß sie nicht stehen bleiben durfte, sonst war sie verloren. Verzweifelt kämpfte sie um ihr Leben.
Bretter – vielleicht Teile der Holzhütte, in der die beiden toten

Mädchen lagen – ragten plötzlich vor Sheila Conolly auf.
Sie wollte sie überklettern.
Doch da gewahrte sie hinter sich eine blitzschnelle Bewegung. Kelett war hinter ihr hergerast, ohne daß seine knöchernen Füße den Boden berührten. Er war über die Grabhügel geflitzt und war jetzt dicht hinter Sheila.
Sie nahm sich nicht die Zeit, sich umzusehen.
Sie wußte, wer hinter ihr her war.
Als sie auf das Holz stieg, packte Kelett zu. Seine Knochenhand war hart wie ein Schraubstock. Wie Stahlklammern umschlossen seine Finger Sheilas Arm. Sein Griff schmerzte.
Sheila Conolly schrie auf.
Kelett stieß ein satanisches Gelächter aus. »Habe ich dir nicht gesagt, daß es keinen Zweck hat, davonzulaufen? Du hast keine Chance mehr! Du bist mir verfallen! Du gehörst mir jetzt!«
Sheila drehte sich in ihrer Verzweiflung hastig um. Sie schlug mit ihrer Faust in die Totenfratze des Dämons.
Kelett lachte.
Sheila schlug sich an seinem Gesicht die Faust blutig. Er hinderte sie nicht daran und ließ sie gewähren.
Nachdem sie sich völlig verausgabt hatte, riß er sie mit sich. Er schleppte Sheila zur Hütte zurück. Sie wollte nicht mit ihm gehen, doch sie hatte nicht die Kraft, sich gegen ihn zu stemmen.
Erschöpft stolperte Sheila neben ihm her.
Er stieß sie derb in die Hütte. Sie prallte gegen die Wand. Das hölzerne Gebäude ächzte in allen Fugen.
Und plötzlich geschah etwas Unvorstellbares.
Die toten Mädchen standen auf!
Langsam erhoben sie sich. Sheila Conolly wurde vom Grauen geschüttelt. Entsetzt beobachtete sie die leichenblassen Mädchen, die mit ungelenken Bewegungen auf die Beine kamen.
Tote Augen starrten Sheila an.
Kelett betrat die Hütte nicht.
Seine donnernde Stimme hallte zur Tür herein. »Passt gut auf die Frau auf!« befahl er den lebenden Leichen. »Sie darf nicht entwischen. Ich werde mir ihre Seele nehmen. Um Mitternacht!«
Keletts höhnisches Lachen schallte furchterregend durch die Nacht. Sheila Conolly wischte sich mit einer fahrigen Handbewegung über die Augen.
Sie glaubte sich endgültig verloren, denn diese toten Wächterinnen würden sie um keinen Preis von hier weglassen.
Sheilas Seele schien dem Dämon gewiss zu sein.
Die junge Frau sank ächzend an der Wand nach unten.
Sie hatte nicht mehr die Kraft, auf den Beinen zu bleiben.

Draußen wandte sich Kelett um. Der kalte Nachtwind bauschte sein spinnwebdünnes Gewand auf. Er nahm die Gestalt einer unförmigen Wolke an, die vom Boden abhob und träge davon schwebte.

Nun war Sheila Conolly allein.

Allein mit diesen beiden Untoten, die keinen Finger für sie rühren würden, die sich mit nichts für sie einnehmen ließen, die kein Herz mehr in der Brust hatten, an das man hätte appellieren können.

Sie waren Marionetten, die von den Mächten des Bösen gegängelt wurden. Sie gehorchten ausschließlich den Befehlen der Hölle.

Jedem anderen Befehl waren sie unzugänglich.

Sheila schauderte heftig bei dem Gedanken, daß sie schon bald so sein würde wie diese beiden Mädchen.

Kalt. Gefühllos. Tot.

Wie viele Minuten fehlten noch bis Mitternacht? Sheila wußte es nicht. Doch wie viele Minuten es auch noch sein mochten, es würden zu wenig sein…

***

»Jetzt sitzen wir schön im Dreck!« brummte Bill Conolly wütend. »Verdammt noch mal, wenn ich die Gelegenheit hätte, ich würde diesem Manager den Hals umdrehen!«

»Ich bin sicher, du würdest es nicht tun«, widersprach ich.

»Oho, da kennst du mich aber schlecht.«

»Ich weiß, daß du kein Killer bist. Dein Gewissen würde eine solche Tat nicht zulassen. Ich denke, ich kenne dich besser als du dich selbst, Bill.«

Mein Freund senkte den Blick. »Vermutlich hast du recht. Aber eines schwöre ich dir: Ich habe noch keinen Menschen so sehr gehasst wie diesen Kevin Siegel.«

»Das kann ich durchaus verstehen.«

»Er zieht hier die Fäden. Er ist für das verantwortlich, was jeden Abend in der Chelsea Hall passiert. Er stellt seine ganze Kraft in den Dienst von Kelett. Hast du diesen Namen schon einmal gehört, John?«

Ich schüttelte den Kopf. »Er ist mir neu. Es gibt ungemein viele Dämonen. Ich kenne nur einen Bruchteil von ihnen.«

»Kelett wird sich Sheilas Seele nehmen, hat Siegel gesagt. John, allein der Gedanke daran bringt mich fast um den Verstand. Wir müssen hier raus. Wir müssen Sheila retten.«

»Das ist leichter gesagt als getan. Wir sitzen in einem schwarzmagischen Käfig fest. Da kommt man nicht so einfach raus.«

»Wir müssen herausfinden, wo sich Sheila befindet. Sheila braucht unsere Hilfe, John. Wenn wir ihr nicht helfen, ist sie verloren. Dann macht Kelett sie zur Untoten. O mein Gott, dazu darf es nicht kommen. Das müssen wir um jeden Preis verhindern.«

Meine Kiefermuskeln zuckten.
Bill hatte recht. Ohne unsere Hilfe würde Sheila ein Opfer des Dämons werden. Kelett würde sich ein Vergnügen daraus machen, sie umzupolen und sie als unsere Feindin auf uns zu hetzen.
Dämonen lieben solche teuflischen Spiele.
Nach wie vor lief die gefährliche Show der ›Hot Devils‹.
Ihre Musik klang nun schaurig. Obwohl sie hinter der Bühne leicht gedämpft zu hören war, bekam ich davon doch die Gänsehaut.
Ich legte Bill die Hand auf die Brust und übte einen sanften Druck auf meinen Freund aus. »Geh zurück«, verlangte ich.
»Was hast du vor?« fragte mich Bill Conolly nervös.
»Wir befinden uns in einem Käfig, der schwarzmagisch gefestigt ist. Ich will mal sehen, was passiert, wenn ich diesen Zauber mit der Kraft des Lichts konfrontiere, die sich in meinem Silberkreuz befindet.«
Bill nickte heftig. »Eine gute Idee. Beeil dich. Wir haben nicht viel Zeit.«
Ich nahm das geweihte Kruzifix ab.
Vorsichtig führte ich es an die grünschimmernden Stäbe heran.
Ein gespenstisches Knistern und Knacken war zu vernehmen. Bill Conolly hielt den Atem an. Gespannt wartete er. Sein Mund stand halb offen. Der Reporter regte sich nicht.
Als ich mein Kreuz bis auf wenige Zoll an die Stäbe herangebracht hatte, setzte ein dumpfes Brummen ein. Mein Freund und ich erkannten deutlich, wie die Stäbe vibrierten. Die schwarzmagischen Kräfte reagierten auf den Angriff des Guten. Immer lauter wurde das Brummen. Es griff auch auf uns über. Auch wir begannen zu vibrieren. Bill preßte jetzt die Kiefer fest aufeinander. Aus dem Vibrieren der Stäbe wurde ein rasch stärker werdendes Schwingen, das schließlich in ein weiches Schlängeln überging. Ich berührte mit dem Kreuz einen Stab. Er zuckte zusammen, fühlte sich wie ein Schlangenleib an. Mit einem singenden Ton riß er da, wo ich ihn berührt hatte, ab. Er rollte sich nach oben und nach unten auf.
Und nun bestand für Bill und mich die Möglichkeit, durch die entstandene Lücke im Gitter zu schlüpfen und auf diese Weise unsere kostbare Freiheit wiederzuerlangen.
»Komm!« sagte ich zu Bill Conolly.
Er traute seinen Augen nicht. »John, wir können raus.«
»Dir kann man aber auch gar nichts verheimlichen«, sagte ich feixend.
Dann schlüpfte ich aus dem Käfig.
Bill folgte mir. »Was weiter?« fragte er erregt. »Wir sollten uns Kevin Siegel schnappen und ihn zwingen, uns zu verraten, wo sich der Friedhof des Grauens befindet.«
»Wie lange kann das Konzert noch dauern?« fragte ich.

»Keine Ahnung.« Ich nahm an, daß die Show bald zu Ende sein würde. Menschen, denen der Keim des Bösen ins Herz gepflanzt worden war, würden die Chelsea Hall verlassen, nach Hause gehen und fortan nach den Maximen Keletts leben.

»Trotz der gebotenen Eile dürfen wir nichts überstürzen«, sagte ich zu Bill. »Wir kennen unsere Gegner zu wenig. Wir dürfen nicht riskieren, daß man uns nochmals einsperrt. Damit wäre Sheila nicht geholfen.«

Das sah Bill ein. »Was schlägst du vor?«

»Wir könnten uns in der Garderobe der ›Hot Devils‹ verstecken und sehen, was dann weiter geschieht. Vielleicht gelingt es uns, sie zu belauschen. Vielleicht erfahren wir auf diese Weise, wo sich der Friedhof des Grauens befindet.«

»Okay, John, das machen wir!« entschied Bill.

Wir machten uns auf die Suche nach der Garderobe. Es war nicht schwierig, sie zu finden. An der Tür stand in flammendroten Lettern: HOT DEVILS. Bill wollte sofort eintreten, doch ich griff nach seinem Arm und hielt ihn zurück. »Nicht so ungestüm«, flüsterte ich. »Du mußt versuchen, dich etwas mehr zu beherrschen, sonst rennst du heute Nacht noch möglicherweise in dein Verderben.«

»Du weißt, was auf dem Spiel steht, John. Es geht um Sheilas Leben.«

»Und um deines, wenn du nicht vorsichtig genug bist!« warnte ich den Freund. Dann legte ich mein Ohr an die Tür und lauschte.

In der Garderobe regte sich nichts.

Meine Hand schloß sich um den Türknauf. Ich drehte ihn behutsam nach links. Dabei dachte ich an mein reichhaltiges Waffenarsenal. Es befand sich in meinem Spezialkoffer, und dieser wiederum stand im Schlafzimmer meiner Wohnung im Schrank.

Auch meine Silberkugelberetta lag zu Hause.

Wie hätte ich ahnen sollen, daß ich sie brauchen würde? Jane Collins und ich waren lediglich zum Babysitten gefahren.

Da braucht man nicht unbedingt bis an die Zähne bewaffnet zu sein. Jedenfalls nicht bei Johnny Conolly. Gegen den konnte ich mich auch unbewaffnet behaupten.

Es soll jedoch Rangen geben…

Die Tür war nun einen Spalt breit offen. Ich drückte sie vorsichtig weiter auf. Stille herrschte in der Garderobe.

Die »Künstler« arbeiteten auf der Bühne, und niemand wartete in diesem Raum auf ihre Rückkehr. Wir traten ein.

Meine Hand suchte den Lichtschalter.

Ich knipste die Beleuchtung an. Die Garderobe war groß genug, um den vier Musikern reichlich Platz zu bieten. Keiner war dem anderen hier drinnen im Weg.

Es gab vier Schminktische mit Spiegeln, die von zahlreichen

Glühbirnen eingerahmt waren. Es gab fahrbare Kleiderständer, an der die Anzüge der ›Hot Devils‹ hingen.

Im Hintergrund des Raumes entdeckten wir einen Einbauschrank, dessen Schiebetüren mit einer Fototapete beklebt waren.

Das Motiv stellte einen klaren Bergsee inmitten schroffer Felsen dar. Ich eilte zu dem Schrank und öffnete ihn.

Er war leer, wurde von den ›Hot Devils‹ nicht benützt.

»Ein gutes Versteck«, sagte Bill.

»Das wird sich herausstellen«, gab ich zurück.

Bill verschwand im Schrank. Ich löschte das Licht und stieg dann gleichfalls in den Schrank. Vorsichtig schob ich die Tür zu. Einen kleinen Spalt ließ ich offen.

Erstens für die Luft und zweitens, um die ›Hot Devils‹ beobachten zu können, wenn sie von der Bühne zurückkamen.

Nun fing das lange Warten an.

Vor allem mein Freund Bill litt darunter sehr. Er wollte Sheila helfen, konnte es aber noch nicht.

Ihm mußte jede Minute, die vertickte, wie eine kleine Ewigkeit vorkommen…

***

Mit schrillen, disharmonischen Höllenklängen endete die Show. Das Publikum erwachte aus seiner Trance und spendete frenetischen Beifall.

Die Leute tobten vor Begeisterung. Sie trampelten mit den Füßen, applaudierten und pfiffen.

Sie verlangten im Chor eine Zugabe, doch dazu waren die ›Hot Devils‹ nicht bereit. Sie legten ihre Instrumente nieder und verließen die Bühne, scherten sich nicht einen Deut um ihre Fans.

Das Publikum dachte, diese kalte Ablehnung der Künstler würde zu deren Masche gehören, und man nahm auch das klatschend hin.

Auf ihrem Weg hinter die Bühne trat ihnen Kevin Siegel grinsend entgegen. »Ihr wart heute wieder großartig«, lobte er die vier Musiker zufrieden.

Sie nahmen ihre grauenerregenden Masken noch nicht ab, obwohl es darunter unangenehm heiß sein mußte.

»Kelett kann stolz auf euch sein«, sagte der Manager. »Ihr versteht es, euer Publikum zu packen und jedem einzelnen ein Stück von euch mit nach Hause zu geben. Bald wird London eine offene Stadt sein, in die das Böse – mit Kelett an der Spitze – einziehen kann!«

»Kelett ist unser Gebieter«, sagten die vier Musiker.

»Er wird euch auszeichnen. Wir alle werden hohe Ämter bekleiden, sobald die Stadt den Mächten der Finsternis zu Füßen liegt«, sagte Kevin Siegel. Seine Augen glitzerten fanatisch.

Die ›Hot Devils‹ setzten ihren Weg fort.

Siegel ging mit ihnen.

Er berichtete ihnen von Bill Conolly und John Sinclair und erzählte, daß er die beiden hinter der Bühne in einen magischen Käfig eingesperrt habe.

Die Musiker verlangten die Gefangenen zu sehen.

Kevin Siegel nickte. »Okay. Ich führe sie euch vor. Ich habe inzwischen telepathischen Kontakt mit dem Dämonenreich gehabt und erfahren, daß John Sinclair ein gefährlicher Geister-Jäger ist, vor dem man sich höllisch in acht nehmen muß. Er hat schon Vampire, Werwölfe und Zombies vernichtet. Und selbst dem Schwarzen Tod, der rechten Hand des Teufels, ist es bislang nicht gelungen, diesen Gegner auszuschalten.«

»Dann werden wir es tun«, sagte einer der vier Musiker.

Der Manager schüttelte grinsend den Kopf. »Nein, nicht wir, sondern Kelett wird es tun. Kelett wird sich in dieser Nacht die Seelen der beiden Männer einverleiben. Es wird ein Triumph der Hölle sein!«

Sie erreichten den Käfig.

Er war leer.

Kevin Siegel drohte vor Wut zu zerplatzen. Er tobte. »Der Teufel sei verflucht!« schrie er. »Wie ist so etwas möglich?«

Die Farbe seiner Augen veränderte sich.

Aus seinem Mund stieg schwarzer Rauch. So ließ er sich nur selten gehen, denn niemand sollte wissen, daß auch er bereits die erste Sprosse der langen Dämonenleiter erklommen hatte.

***

Trotz des Spalts war die Luft im Einbauschrank schwül und stickig. Bill fühlte sich beengt. Er hielt es in dem Kasten kaum noch aus.

Ich hörte, wie er sich ständig bewegte.

»Versuche, dich zu beruhigen, Bill«, raunte ich meinem Freund zu.

»Wie kann ich das denn, John? Die Zeit schreitet immer weiter fort, und die Sorge um Sheila frißt mich langsam auf. Wenn wir nicht bald erfahren, wo Sheila sich befindet, können wir nichts mehr für sie tun.«

»Laß trotzdem Dampf ab. Sonst reißen im entscheidenden Augenblick deine Nerven, und du läßt dich zu einer Unbesonnenheit hinreißen, die uns beiden zum Verhängnis werden kann. Dann ist Sheila auf jeden Fall verloren.«

Bill seufzte geplagt. »Ich geb' mir Mühe. Ich geb' mir ja Mühe, John…«

Schritte unterbrachen meinen Freund.

Wir verhielten uns mucksmäuschenstill.

Die Schritte näherten sich der Tür, die gleich darauf geöffnet wurde. Licht flammte auf. Der grelle Schein schmerzte mich einen Moment in

den Augen, die sich aber sehr schnell an die Helligkeit gewöhnten.

Zum erstenmal sah ich die vier Musiker aus der Nähe. Ihre Maskerade war an Scheußlichkeit nicht zu überbieten.

Die Figuren schienen dem kranken Gehirn eines perversen Surrealisten entsprungen zu sein.

Ich sah eine grauenerregende gelblich glänzende Fratze mit blutroten Schuppenwülsten. Ich sah einen Hahnenschädel, der das blitzende Gebiss eines Wolfs besaß.

Dafür hatte der nächste Monster-Musiker einen Schlangenkopf mit Krötenaugen und lappiger Haut.

Und das dritte Ungeheuer trug einen Phantasiekopf auf den Schultern, der zur Hälfte transparent war, wodurch ich Adern sehen konnte, durch die schwarzes Dämonenblut zu fließen schien.

Ängstliche Naturen mußten beim Anblick dieser Masken einen Schock fürs Leben kriegen.

Es stellte sich heraus, daß die Künstler in ganzen Horroranzügen steckten. Sie nahmen nicht die Kopfmasken allein ab, sondern schälten sich auf einmal aus der gesamten Verkleidung.

Gespannt wartete ich auf den Moment, wo sich der erste Musiker seines Anzugs entledigte. Mein Herz übersprang in dieser Sekunde einen Schlag.

Ich zuckte heftig zusammen. Bill, der nicht sehen konnte, was ich beobachtete, blickte mich beunruhigt an.

Mir schnürte es die Kehle zu, denn ich hatte gesehen, wer sich hinter der Maske des Hahnenschädels befand.

Ein junger Mann war es. Blass wie eine Leiche. Mit gebrochenen Augen.

Der Mann war tot!

***

Auch die anderen Musiker lebten nicht. Wir hatten Untote vor uns. Ehemalige Menschen, deren Seelen sich Kelett einverleibt hatte, um sich damit zu stärken.

Ich ließ meine Zunge rasch über die trockenen Lippen huschen. Kleine Schweißperlen bildeten sich auf meiner Stirn.

Keletts Marionetten zogen Abend für Abend die gefährliche Horror-Show ab. Diese lebenden Leichen waren ein erschreckend wirksames Instrument des Dämons. Kelett bediente sich ihrer geschickt, ohne selbst in Erscheinung treten zu müssen.

Er brauchte lediglich im Hintergrund zu warten, bis die Saat des Bösen, die die ›Hot Devils‹ für ihn säten, aufging.

Erst wenn London zum Nährboden für die Mächte der Finsternis geworden war, würde Kelett in Erscheinung treten.

Dann konnte er gefahrlos seine grausame Herrschaft über die

Menschen in unserer Stadt antreten – vorausgesetzt, es gelang mir nicht, diesen Vorstoß des Bösen abzuwehren.

Die vier Untoten zogen ihre Straßenanzüge an.

Ich überlegte, ob es sinnvoll war, die Schranktür aufzureißen und die lebenden Leichen anzugreifen.

Bevor ich mich entscheiden konnte, hämmerte eine Faust gegen die Tür. Kevin Siegel betrat die Garderobe.

Grimmig kniff er die Augen zusammen. »Ich habe Sinclair und Conolly im gesamten Komplex der Chelsea Hall gesucht, konnte sie jedoch nicht finden. Vermutlich haben sie sich aus dem Staub gemacht.«

»Das ist nicht gut«, sagte einer der Untoten mit hohler Stimme.

»Natürlich ist das nicht gut!« stieß Kevin Siegel ärgerlich hervor. »Sinclair gehört nicht zu den Typen, die sich freuen, mit heiler Haut davongekommen zu sein und einfach nach Hause zu gehen. Er wird zurückschlagen. Möglicherweise alarmiert er in diesem Moment ganz Scotland Yard. Wir müssen schnellstens aus der Chelsea Hall raus.«

»Heißt das, wir geben morgen kein Konzert mehr?«

»Morgen«, sagte der Manager und winkte ab. »Bis morgen kann vieles passiert sein. Morgen lebt Sinclair vielleicht schon nicht mehr. Wir werden jedenfalls mit ganzer Kraft auf dieses Ziel hinarbeiten.«

»Uns was tun wir heute?«

»Wir werden uns nicht in unser Hotel zurückbegeben, denn dieser Aufenthaltsort ist allgemein bekannt«, sagte Kevin Siegel.

»Warum benützen wir nicht die möblierte Vierzimmerwohnung, die du von einem Strohmann mieten ließest?«

Der Manager nickte. »Genau das wollte ich vorschlagen. Bis auf weiteres werden wir Elystan Street 61 wohnen. Seid ihr fertig? Können wir gehen?«

Die Untoten begaben sich mit ihrem Manager zur Tür.

Kevin Siegel bleckte die Zähne. »Wir werden alles daransetzen, um zu erreichen, daß Kelett auch die Seelen von John Sinclair und Bill Conolly bekommt. Heute, um Mitternacht, wird Kelett die blonde Frau töten und damit zu seiner willenlosen Dienerin machen. Ich finde, wir können trotz allem mit dem Lauf der Dinge zufrieden sein. Es entwickelt sich alles bestens.«

»Die Macht der Hölle möge uns weiterhin beistehen«, knurrte einer der Untoten.

»Das wird sie«, sagte Kevin Siegel überzeugt. »Das wird sie ganz bestimmt.«

Sie verließen die Garderobe.

Ich hörte Bill aufgeregt neben mir hüsteln.

»Hast du das gehört, John?« fragte er nervös.

»Klar. Ich hab’ ja nichts mit den Ohren.«

»Kelett wird Sheila töten – und diese fünf Höllenbastarde werden Jagd auf uns machen!«
»Noch sind wir ihnen gegenüber im Vorteil, Bill.«
»Das wage ich stark zu bezweifeln!«
»Sie haben keine Ahnung, wo wir uns befinden. Wir kennen jedoch den Ort, wo sie sich verstecken: Elystan Street 61!«
»Und was ist damit gewonnen?«
»Noch nichts«, mußte ich zugeben.
»Wir wissen immer noch nicht, wo sich der Friedhof des Grauens befindet, John! Die Gefahr wird für Sheila immer größer. Wir hätten diese Kerle nicht weggehen lassen dürfen.«
»Hättest du dich mit allen fünf anlegen wollen?«
»Wäre das nicht immer noch besser gewesen, als Sheila ihrem furchtbaren Schicksal zu überlassen?«
»Wir müssen versuchen, eine dieser fünf Teufelsmarionetten zu erwischen«, sagte ich. »Wenn uns das gelingt, können wir ihn mit Hilfe meines Kreuzes zwingen, uns zu sagen, was wir wissen müssen.«
»Dazu reicht die Zeit nicht, John.«
»Sie muß reichen«, sagte ich und schob die Schranktür auf. Mein Blick fiel auf die Horroranzüge, die die ›Hot Devils‹ getragen hatten. Leblose Häute waren das jetzt nur.
Waren sie das wirklich?
Ich trat aus dem Schrank. Die Musiker hatten das Licht nicht ausgeschaltet. Der Schein der Deckenleuchte überzog die Anzüge mit einem lebendigen Glanz. Bill sprang neben mir aus dem Einbauschrank.
Ich witterte Gefahr. »Still!« flüsterte ich. »Beweg dich nicht!«
»Was ist denn jetzt schon wieder?«
»Die Anzüge!« Bills Blick richtete sich auf sie, und nun sah auch er, war mir vor wenigen Sekunden aufgefallen war: Die Brustkörbe der Horroranzüge hoben und senkten sich. Die Masken schienen zu atmen. Alle vier!
Bill und ich bemerkten, wie sich die Anzüge mit dem Atmen gewissermaßen selbst aufpumpten. Die schlaffen Häute spannten und strafften sich. Die Gruselfiguren hoben ihre schrecklichen Köpfe. Leben kam in die finsteren Augen, die uns mit einemmal feindselig anstarrten. Noch hingen die Anzüge am Kleiderständer. Doch in der nächsten Sekunde schnellten sie davon herunter. Die schwarzmagischen Anzüge waren zu dämonischem Leben erwacht, waren zu satanischen Wesen geworden, die uns nach dem Leben trachteten.
»John!« stieß Bill verdattert hervor. »Träume ich…?«
»Leider nicht!« gab ich gepreßt zurück. Ich ließ keine der näherkommenden Bestien aus den Augen. Sie gaben knurrende und

schmatzende Laute von sich. Und sie wollten nur eines. Uns töten!

***

Alles in Sheila Conolly lehnte sich gegen das schreckliche Schicksal, das ihr von Kelett zugedacht worden war, auf.

Sie wollte nicht sterben, wollte nicht, daß ihr der Dämon ihre Seele aus dem Leib riß, wollte nicht so werden wie die beiden leichenblassen Mädchen, die sie bewachten und eine Flucht aus der Hütte verhinderten.

Das eine Mädchen lehnte wie teilnahmslos an der Wand. Die toten Augen starrten eiskalt ins Leere.

Das zweite Mädchen stand neben der Tür. Auch sie schien von Sheila keine Notiz zu nehmen. Nur wenn Sheila eine rasche Bewegung machte, reagierten die beiden Wächterinnen sofort.

Dann hoben sie ihre Hände und den Kopf und waren bereit, sich auf die Gefangene zu stürzen.

Sheila erschien die Situation in der sie sich befand, aussichtslos. Sie hatte längst erkannt, daß sie mit niemandes Hilfe rechnen konnte.

Und sie selbst schien sich nicht helfen zu können. Ihr erster Fluchtversuch war an Kelett gescheitert. Der Dämon war zwar nicht mehr hier, aber diese beiden Untoten würden ihn gewiss gut vertreten.

Der Boden, auf dem Sheila saß, war kalt.

Die blonde Frau fröstelte.

Sie dachte an zu Hause, wo sich ihrer Meinung nach Jane Collins und John Sinclair befanden und über den Schlaf von Johnny wachten.

Wenn John nur ahnen würde, in welcher Lage ich mich befinde! dachte Sheila Conolly verzweifelt. Er würde nicht zögern, mir zu helfen.

Sie konnte nicht wissen, daß ich verbissen darum bemüht war, sie zu finden und zu retten.

Sheila stützte sich mit den Händen auf dem erdigen Boden ab. Da ertastete ihre rechte Hand eine handliche Holzlatte. Sie war etwa armlang und hatte das richtige Gewicht, um als Waffe verwendet werden zu können.

Sheila schöpfte sogleich wieder neuen Mut.

Sie biss sich auf die Unterlippe, während sie die Latte Millimeter um Millimeter näher an sich heranzog.

Die untoten Wächterinnen bemerkten nichts von Sheilas Vorbereitung. Sheila ging dabei äußerst vorsichtig zu Werke, denn sie wußte, daß sie alles verderben konnte, wenn sie zu schnell handelte.

Sie mußte die toten Mädchen überraschen.

Wenn ihr das nicht gelang, hatte sie wohl ihre allerletzte Chance vertan.

Endlich lag das Holz neben ihr.

Parallel zu ihren Beinen.
Sheilas Hand umschloss die Latte mit festem Griff. Sie beobachtete die beiden Wächterinnen, die sich nicht um sie zu kümmern schienen.
Sheila befürchtete, ihr heftig gegen die Rippen trommelndes Herz könne sie verraten, die Untoten warnen, auf das aufmerksam machen, was sie vorhatte. Doch die toten Mädchen rührten sich nicht.
Wie Schaufensterpuppen standen sie da.
Reglos.
Sheila Conolly zog ganz langsam die Beine an. Nur keine rasche Bewegung! Das war nicht einfach, denn die junge Frau war verständlicherweise maßlos erregt.
Sheila biss sich fester auf die Unterlippe.
Es schmerzte. Ihre Nerven waren bis zum Zerreißen angespannt.
Jetzt oder nie! dachte sie.
Die Aufregung machte sie schwindelig. Sie atmete tief durch. Die Flucht mußte gelingen! Der Dämon durfte ihre Seele nicht bekommen.
Sheila Conolly spannte die Muskeln.
Und dann schnellte sie wie eine Sprungfeder hoch. Jetzt reagierten die untoten Wächterinnen.
Das Mädchen an der Tür fauchte wild. Es hob die Hände. Sheila Conolly katapultierte sich ihr entgegen.
Das zum Schlag erhobene Holz sauste durch die Luft. Es traf den Kopf der untoten Gegnerin. Das Mädchen wich torkelnd zur Seite.
Die Tür war frei.
Sheila startete.
Aber da war noch die andere Wächterin. Ihre Hände packten Sheilas Schultern. Ein kraftvoller Ruck. Sheila wurde zurückgerissen und herumgewirbelt.
Ein heiserer Schrei entrang sich ihrer Kehle.
Aus der Drehung heraus schlug sie mit der Latte zu. Sie traf. Auch die zweite Wächterin war für wertvolle Sekunden irritiert.
Sheila machte sogleich auf den Hacken kehrt und wollte aus der Hütte stürmen. Doch mittlerweile hatte sich die Untote, die Sheila zuerst getroffen hatte, wieder gefangen.
Zischend warf sich die Wächterin Sheila entgegen. Sie durfte die Gefangene nicht entkommen lassen. Kelett hätte sie auf der Dämonenfolter grausam zu Tode gequält.
Sheilas Körper und der Leib der Untoten prallten hart gegeneinander.
Die junge Frau steppte zur Seite.
Erneut wollte sie einen Treffer landen. Doch diesmal wich die Untote dem Hieb geschickt aus. Mit beiden Händen fing sie das Holz ab.
Kraftvoll entriss sie Sheila die Latte und schleuderte sie wild zur Tür hinaus. Sheila versuchte unter den Armen der Untoten wegzutauchen und ins Freie zu gelangen.

Doch da versetzte ihr die zweite Gegnerin einen harten Schlag, der sie direkt in die Arme der vor ihr stehenden Untoten warf.

Das Mädchen ließ die Arme wie die Eisenschenkel einer Bärenfalle zuschnappen. Sheila Conolly versuchte sich verbissen aus dem ungeheuer harten Griff herauszuwinden.

Es gelang ihr nicht.

Gemeinsam rangen die untoten Wächterinnen sie nieder.

Ein häßlich ratschendes Geräusch war zu hören. Eines der beiden Mädchen hatte Sheilas fliederfarbenes Kleid zerrissen. Sie riß zwei lange Stoffstreifen ab.

Damit wurde Sheila straff an Händen und Füßen gefesselt.

Die allerletzte Chance war dahin.

Nun blieb Sheila Conolly nichts anderes mehr, als auf den Tod zu warten.

***

Schwarzmagische Kräfte belebten die grauenerregenden Horroranzüge der ›Hot Devils‹. Die Masken waren zu einem gefährlichen Eigenleben erwacht.

Bill Conolly und ich wichen Schritt für Schritt von den Schreckensgestalten zurück. Der Reporter konnte sich keine Sekunde länger beherrschen. Er mußte etwas tun.

Blitzschnell ergriff er einen Stuhl.

Mit beiden Händen riß er ihn hoch, und mit aller Kraft schlug er die Sitzgelegenheit dem ihm am nächsten befindlichen Monster auf den Schädel.

Der Horrorkopf war hart wie Granit.

Der Stuhl zersplitterte mit lautem Krachen.

Gleichzeitig schnellte meinem Freund eine Hand entgegen, an deren Fingern sich Saugnäpfe befanden. Ich warf mich dazwischen und konnte verhindern, daß der Reporter gepackt wurde.

Mein Karatetritt beförderte ein Scheusal zwei Schritte zurück. Durch die Bresche setzten wir uns ab. Bill keuchte hinter mir her. Ich erreichte die Garderobentür, riß sie auf.

Die Horroranzüge schnellten herum.

Sie wollten uns nicht entkommen lassen, nahmen augenblicklich die Verfolgung auf. Ich sprang nach draußen. Bill fegte an mir vorbei. Ich knallte die Tür hinter ihm zu.

»John!« rief Bill heiser. »Da lang! Komm schnell!«

Wir hetzten durch einen finsteren Gang. Die furchterregenden Bestien, die es auf unser Leben abgesehen hatten, stürzten aus der Garderobe der ›Hot Devils‹.

Mit langen Sätzen rannten sie hinter uns her, kannten nur ein Ziel: unsere Vernichtung!

Bill erreichte eine Treppe. Sie führte nach unten. Es war keine Zeit, lange zu überlegen, ob es richtig war, vor den Horrorwesen in den Keller zu fliehen.

Wir taten es einfach und hofften, einen anderen Ausgang zu finden, durch den wir entkommen konnten.

Bill stolperte. Sein Körper wurde nach vorn gerissen. Er hatte Glück, konnte sich gerade noch fangen. Ein Sturz bei diesem Tempo hätte für meinen Freund schlimme Folgen haben können.

Wir langten beim Ende der Treppe an.

Eine Metalltür versperrte uns den Weg.

Wenn sie abgeschlossen war, würden wir in arge Bedrängnis geraten, denn die Schreckensgestalten rückten uns immer mehr auf die Pelle.

Bills Hand schlug auf die Türklinke.

Die Tür schwang auf.

Wir stürmten in den dahinterliegenden Raum. Bill schmetterte die Tür zu. Ich machte Licht. Bill sah einen Riegel.

Er rammte ihn in die Verankerung.

Und dann erkannten wir, daß wir uns selbst gefangen hatten. Der Raum besaß keine weitere Tür. Er bestand lediglich aus vier kalten, geweißten Wänden. Die Lichtleitung lag nicht unter dem Putz, sondern war mit grauen Klammern an Wand und Decke befestigt.

Bill Conolly wirbelte herum.

Er blickte mich gehetzt an. »Was jetzt, John?«

Ich wies auf die Tür, die mein Freund vor wenigen Augenblicken verriegelt hatte. »Es gibt nur diese eine Richtung, die wir einschlagen können.«

»Aber dieser Weg ist von Monstern versperrt!«

»Wir können unsere Freiheit nur über sie wiedererlangen, Bill.«

»Der Teufel soll’s holen!«

»Du sagst es!«

Der Raum, in dem wir uns befanden, war plötzlich von einem dumpfen Donner erfüllt. Bill zuckte zusammen. Er riß die Fäuste hoch, war bereit, sein Leben gegen diese Horrorgestalten zu verteidigen.

»Ich werde meinen Haut so teuer wie möglich verkaufen!« knirschte er.

Wumm!

Abermals hatten sich die Monster gegen die Metalltür geworfen. In ihnen steckte die Kraft der Hölle. Die Tür war für sie kein ernstzunehmendes Hindernis.

»Ich würde alles, was ich besitze, für eine Silberkugelberetta hergeben!« stieß Bill Conolly heiser hervor.

»Ich auch!« sagte ich.

Wumm!

Wir sahen Risse und Sprünge in der Wand. Der ganze Türstock

bewegte sich beim nächsten Ansturm. Mauerteile brachen ab. Der Verputz rieselte. Und beim nächsten Rammstoß war die Tür samt Verankerung geschafft.

Mir brach der kalte Schweiß aus den Poren.

Nun waren wir diesen Bestien ausgeliefert.

Die Monster stiegen über die Tür hinweg.

Bill Conolly wich zwei Schritte zurück. Ich hörte ihn aufgeregt atmen. Wie sollten wir aus dieser verdammten Klemme heil herauskommen?

Wir ließen die Ungeheuer nicht aus den Augen.

Ich besann mich meines Silberkreuzes. Eine andere Waffe hatte ich nicht bei mir. Hastig öffnete ich mein Hemd.

Die Bestien griffen an.

Eine granitharte Faust traf meinen Freund. Bill Conolly wurde von der Wucht des Schlages gegen die Wand geworfen.

Ich sah, wie sich sein Gesicht schmerzhaft verzerrte. Mit beiden Händen zog ich das Hemd auseinander und legte das geweihte Silberkreuz frei. Es fing sofort zu strahlen an.

Die Unholde erstarrten für einen Augenblick. Sie kamen nicht mehr näher, ließen von Bill ab. Knurrend hoben sie die krallenbewehrten Tatzen.

Sie hieben wütend in die Luft, wagten jedoch nicht, uns erneut anzugreifen. Bill erholte sich von dem Treffer.

Und er hatte eine Idee, die er sofort in die Tat umsetzte. Seine Finger umschlossen das stromführende Kabel.

Mit einem Ruck riß er es aus der Verteilerdose. Schlagartig fiel die Beleuchtung aus, aber es wurde nicht finster in dem Kellerraum.

Mein Kreuz leuchtete hell genug, um die Monster deutlich erkennen zu können. Bill Conolly stürzte sich mit den blanken Polen auf eines der Ungeheuer. Blitzschnell stieß er mit dem Draht zu.

Als das Kabel den Horroranzug traf, knisterten Funken.

Der Strom jagte durch das schwarzmagische Wesen. Flammen entstanden und griffen schnell um sich, erfaßten innerhalb eines Sekundenbruchteils die ganze Gestalt und vernichteten sie.

Ein ekelhaft beißender Rauch stieg mir in die Nase.

Ich bannte die Scheusale weiter mit meinem Kreuz, während Bill Conolly mit dem zweiten, dritten und vierten Ungeheuer genauso verfuhr, wie mit dem ersten.

Ein Horrorkörper nach dem anderen brach schließlich zusammen.

Was von unseren Gegner übrig blieb, löste sich gleich darauf in dünnen Rauch auf, der zur Decke emporstieg und diese schwärzte.

Der Weg zurück war frei.

»Gratuliere dir zu deinem genialen Einfall«, sagte ich zu Bill.

Der Reporter hob die Schultern. »Wenn du mich nicht mit dem Kreuz

unterstützt hättest, hätte ich gegen die Übermacht nicht bestanden.«

»Es geht eben nichts über ein gutes Teamwork.«

»Da hast du recht.«

Wir hasteten die Kellertreppe hinauf und fanden einen Weg aus dem Gebäude. Einsam und verlassen stand mein Bentley auf dem Platz für Einsatzfahrzeuge. Wir setzten uns in den Wagen.

Bill warf einen gehetzten Blick auf die Uhr.

»So spät schon!« stieß er erschrocken hervor.

Auch ich schaute auf die Uhr und stellte fest, daß nur noch neunundzwanzig Minuten bis Mitternacht fehlten.

Nicht einmal mehr eine halbe Stunde hatte Sheila zu leben, wenn es uns nicht gelang, sie zu finden und aus den Klauen Keletts zu befreien.

Neunundzwanzig Minuten!

Wenn man bedenkt, was wir noch alles vor uns hatten, war das herzlich wenig…

***

Das Zwölf–Zimmer–Apartment nahm die gesamte zweite Etage ein. Im Augenblick hielten sich Kevin Siegel und die vier Untoten im geräumigen Living-room auf. Die Möbel verliehen dem Raum einen eleganten Stil.

Der Teppich war weich und dezent gemustert.

Dort, wo er den Boden nicht bedeckte, glänzten die versiegelten Parkettbretter wie ein Spiegel.

Der Manager ging ruhelos hin und her.

Die ›Hot Devils‹ dagegen saßen reglos da, als ginge sie das alles nichts an.

»Wir müssen uns John Sinclair so rasch wie möglich vom Hals schaffen!« sagte der Manager grimmig. Er unterbrach seinen Dauerlauf und starrte die Musiker durchdringend an. »Ich erwarte Vorschläge von euch. Sitzt nicht so da, als hätte es euch nicht zu kümmern, daß der Geisterjäger querzuschießen versucht!«

»Man müßte herausfinden, wo er im Augenblick ist«, sagte einer der Untoten.

»Er kann überall in der Stadt sein«, entgegnete Siegel.

»Vielleicht gelingt es ihm, den Friedhof des Grauens zu finden«, sagte der Untote. »Dann wird sich Kelett selbst um ihn kümmern.«

Kevin Siegel schüttelte ärgerlich den Kopf. »Wir dürfen nichts dem Zufall überlassen. Wir müssen die Sache gezielt vorantreiben. Sinclair muß gewissermaßen in Zugzwang geraten, so daß er nur das tun kann, was uns nützt.«

»Wie erreicht man das?«

»Hat keiner von euch eine Idee?« fragte der Manager.

Er musterte die lebenden Leichen der Reihe nach. Doch die ›Hot

Devils‹ schüttelten synchron den Kopf.

»Verdammt, ihr seid doch fast zu gar nichts zu gebrauchen!« schrie Kevin Siegel wütend. Er trat ans Fenster und blickte auf die nächtliche Straße hinunter. »Irgendwo da draußen rotiert jetzt der Geisterjäger. Er möchte verhindern, daß sich Kelett die Seele von Sheila Conolly nimmt, aber er kann es nicht. Die eigene Ohnmacht wird ihn fast um den Verstand bringen. Ich gäbe viel darum, wenn ich erfahren könnte, wo sich Sinclair in diesem Augenblick befindet.«

»Wir können uns an andere Dämonen um Hilfe wenden. Sie würden bestimmt mitziehen, wenn der Gegner John Sinclair heißt.«

Kevin Siegel schüttelte den Kopf. »Das würde zuviel Zeit in Anspruch nehmen. Ich habe nicht die Geduld, so lange zu warten. In der Zwischenzeit kann Sinclair etwas erreicht haben, was er besser nicht erreichen sollte.«

Der Manager drehte sich um.

Er lief wieder auf und ab.

Sein dämonisches Gehirn arbeitete angestrengt.

»Es muß eine Möglichkeit geben, Sinclair die Hände zu binden«, knurrte er grimmig. »Ich bin sicher, daß das zu schaffen ist.«

»Aber wie?« fragte einer der Untoten.

Kevin Siegel blieb plötzlich abrupt stehen. Ein teuflisches Grinsen verzerrte sein Gesicht. Es funkelte böse in seinen Augen.

»Ich glaube, ich kenne die Lösung für unser Problem«, sagte er heiser.

»Erzähle!« verlangten die ›Hot Devils‹.

Der Manager machte sie mit seinem Einfall bekannt, und die Untoten waren davon überzeugt, daß das eine ausgezeichnete Idee war, um John Sinclair sicher in den Griff zu bekommen und schließlich auszuschalten.

***

Bill Conolly saß wie auf glühenden Kohlen neben mir.

Ich hatte Verständnis für seine große Erregung. Das Leben seiner Frau hing an einem seidenen Faden. Wenn der riß, konnten wir nichts mehr für Sheila tun.

Ein schrecklicher Gedanke, der nicht nur Bill, sondern auch mich quälte.

Er sprach kein Wort, saß nur mit verkrampften Fäusten da und starrte mit harten Zügen durch die Windschutzscheibe.

Ich lenkte den Bentley die Kings Road entlang.

Es war angenehm, um diese Zeit zu fahren. Wir begegneten keinem einzigen Auto. Am Tag herrschte hier ein Chaos, das die Autofahrer verzweifeln ließ.

Unser Ziel war die Elystan Street.

Bill und ich waren entschlossen, Kevin Siegel und seinen Untoten den

Aufenthaltsort von Sheila Conolly abzuringen.

Hart und mitleidlos wollten wir gegen die Helfer des Dämons vorgehen.

Ich tippte kurz auf die Bremse und bog dann in die Markham Street ein. Von hier aus waren es nur noch ein paar Radumdrehungen bis zur Elystan Street.

Bill erwachte aus seinem Wachtraum.

Er blinzelte verwirrt, schaute zum Seitenfenster hinaus und fragte: »Ist es noch weit?«

»So weit kann ich spucken«, gab ich zurück. Bill nickte.

Augenblicke später befanden wir uns in der Elystan Street. Wir hielten nach der Nummer 61 Ausschau. Bill entdeckte sie. Ich zog den Bentley an den linken Fahrbahnrand heran und bremste sacht. Der Wagen kam zum Stehen. Ich schaltete die Beleuchtung ab.

Plötzlich legte sich Bill Conollys Hand hart auf meinen Arm. »John!« stieß mein Freund heiser hervor. Er wies mit dem Kinn nach vorn.

Ich nickte und brachte den Bentley-Motor zum Verstummen. Das Geräusch sollte unsere Anwesenheit nicht verraten. Wir beobachteten zwei Personen, die aus dem Haus Nummer 61 getreten waren. Bleiche Gesichter hatten sie.

Gesichter, die mit nicht unbekannt waren. Ich hatte sie vor kurzem schon mal gesehen. Als die Männer in das Streulicht der Straßenbeleuchtung traten, stellten Bill und ich fest, daß sie keinen Schatten hatten.

Es handelte sich um Untote. Kein Zweifel war möglich. Die Männer gehörten zu den ›Hot Devils‹ vor uns. Eine günstige Fügung des Schicksals. Mit diesen beiden konnten wir leichter fertig werden als mit vier oder gar fünf Gegnern.

»Schnappen wir sie uns?« fragte Bill Conolly voll Tatendrang. »Warte ab.«

»Worauf? Du weißt wohl nicht, wie spät es ist, John!«

»Ich kenne die Uhr seit meinem Vorschulalter.«

»Dann verstehe ich nicht…«

Die Untoten stiegen in einen Wagen. Als sie losfuhren, zündete ich die Bentley-Maschine.

»Wir werden uns dranhängen«, entschied ich. »Vielleicht fahren sie geradewegs zum Friedhof des Grauens.«

Bill nickte. »An die Möglichkeit habe ich überhaupt nicht gedacht.«

»Dafür hast du ja mich«, sagte ich lächelnd und schaltete die Fahrzeugbeleuchtung ein. Dann ließ ich den Bentley langsam anrollen und fuhr mit einigem Sicherheitsabstand hinter dem Wagen her, in dem die beiden Untoten saßen.

Bill trommelte mit den Fingern nervös auf das Armaturenbrett. Die Zeit schritt unaufhörlich fort. Ich hoffte mit jeder Faser meines

Herzens, daß diese beiden Dämonenhelfer uns direkt zu Sheila Conolly bringen würden.

Ich richtete meine Fahrweise so ein, daß die Untoten unmöglich Verdacht schöpfen konnten. Ich verstehe mich aufs Beschatten von Personen. Ich wäre ein schlechter Polizeibeamter, wenn das nicht so wäre.

Wir näherten uns dem Stadtrand.

Ich merkte, daß sich Bill Conollys Gesichtsausdruck allmählich veränderte. Kurze Zeit lag Erschrecken auf seinen Zügen.

Dann starrte er ungläubig hinter dem Wagen her.

Und schließlich funkelte nacktes Entsetzen in seinen Augen.

»Großer Gott, John, weißt du, wohin die fahren?«

»Die fahren dorthin, wo ich wohne! Die sind zu meinem Haus unterwegs, John! Weißt du, was das bedeutet? Diese verfluchten Teufel haben die Absicht, sich an Jane Collins und an meinem Jungen zu vergreifen!«

Mir war, als würde mit eine eiskalte Hand die Kehle zuschnüren. Ich hatte schon längst dasselbe gedacht wie mein Freund.

Doch mir hatte der Mut gefehlt, diesen schrecklichen Verdacht in Worte zu kleiden.

Bill hatte es getan, und schauderte mit einem mal.

***

Die Sinatra-Show, die sich Jane Collins im Fernsehen angeschaut hatte, war zwar nicht schlecht, aber alt gewesen. Deshalb hatte die Detektivin sie nicht bis zum Schluß angesehen, sondern hatte vorzeitig ausgeschaltet.

Sie dachte an John Sinclair und an das Telefongespräch, das sie mit ihm geführt hatte. Bill und Sheila waren nicht mehr in der Chelsea Hall gewesen, als John da eingetroffen war.

Nach Hause waren sie nicht gekommen.

Wo steckten die beiden?

Musste man sich berechtigte Sorgen um sie machen?

Wenn man ins Kalkül zog, was sich auf der Police Station ereignet hatte, war es angeraten, das Verschwinden von Sheila und Bill nicht auf die leichte Schulter zu nehmen.

John schien die beiden noch nicht gefunden zu haben, sonst hätte er sicher angerufen und ihr, Jane, mitgeteilt, daß wieder alles im Lot war.

Jane Collins erhob sich. Sie begab sich zur Hausbar und goss sich einen Sherry ein. Nachdenklich nippte sie daran.

Sie mochte Sheila und Bill.

Sie, John und das Ehepaar Conolly waren wie eine eingeschworene Gemeinschaft, zu der natürlich auch Suko und Shao gehörten. Gute

Freunde waren sie, die nach dem Musketier-Motto lebten: Einer für alle und alle für einen.

Und wenn einer aus dieser Clique in Schwierigkeiten geriet, dann machten sich die anderen um ihn nicht bloß Sorgen, sondern sie versuchten, nach besten Kräften zu helfen.

Jane Collins hätte sich in den Fall, den John übernommen hatte, gern eingeschaltet. Aber da war Johnny Conolly, der dort oben schlief und auf den wenigstens einer aufpassen mußte.

Der Blick der Detektivin wanderte zum Telefon.

Sie wünschte sich, daß es läutete, daß John Sinclair am anderen Ende war und daß er ihr mitteilte, Sheila und Bill hätten sich wiedergefunden.

Doch das Telefon blieb stumm, und das ärgerte Jane.

Sie nahm einen größeren Schluck vom Sherry, hielt sich das Glas an die Wange und ließ ihren Gedanken freien Lauf.

Plötzlich hörte sie etwas.

Gepolter.

Oben!

»Johnny!« flüsterte die Detektivin sofort aufgeregt.

Sie stellte das Sherryglas weg und eilte aus dem Living-room. Hastig lief sie die Stufen hinauf, um nach dem Jungen zu sehen.

Sie erreichte die Kinderzimmertür. Behutsam öffnete sie sie. Johnny Conolly hatte die Nachttischlampe umgeworfen.

Er träumte schlecht, lag unruhig in seinem Bett, atmete heftig, drehte den Kopf rasch hin und her, schien sich zu fürchten.

Jane Collins schlich auf Zehenspitzen zu ihm. Der kleine Junge gab einen schluchzenden Laut von sich.

Die Detektivin setzte sich auf die Bettkante. Sie sah, daß das kleine Gesicht mit Schweiß bedeckt war.

»Armer Junge«, sagte sie kaum hörbar. »Was mag dich jetzt wohl quälen?«

Sie legte ihm ihre kühle Hand auf die Stirn. Johnny wurde sofort ruhiger. Sein hübsches Gesicht war nicht mehr so angespannt. Sein Atem ging nicht mehr so stoßweise.

Plötzlich öffnete er die Augen.

Er sah Jane und erschrak.

Ein heiserer Schrei entrang sich seine Kehle, als er sich blitzschnell aufsetzte. Dann erst erkannte er, wer an seinem Bett saß, und ein beruhigter Seufzer kam über seine Lippen.

»Tante Jane«, sagte er piepsend.

Er versuchte, seine kleinen Arme um Jane zu schlingen, doch sie waren zu kurz. Die Detektivin drückte ihn an sich.

»Ist alles in Ordnung, Johnny?«

»Ich habe schlimme Dinge geträumt, Tante Jane. Böse Männer

wollten mich holen.«
»Das können sie nicht, denn ich bin bei dir. Ich würde es niemals zulassen, daß dich jemand von hier fortholt, Johnny.«
»Ist Onkel John auch im Haus?«
»Er war da, mußte kurz weg, aber ich bin sicher, daß er bald wieder zurückkommen wird.«
»Werde ich in dann sehen?«
»Vielleicht. Wenn du noch wach bist, kommt er bestimmt zu dir herauf. Aber du solltest lieber schlafen. Es ist schon sehr spät für kleine Jungen. Wenn du so groß und stark werden willst wie Onkel John, dann mußt du vor allem sehr viel schlafen.«
»Und viel essen.«
»Das natürlich auch.«
»Hat Onkel John als kleiner Junge auch viel gegessen und lange geschlafen?«
»Aber natürlich.« Jane schenkte dem Kleinen ein warmes Lächeln. »Leg dich jetzt wieder hin, Johnny. Schließ die Augen und versuche, weiterzuschlafen.«
»Ich fürchte mich, Tante Jane.«
»Du brauchst keine Angst zu haben, mein Junge. Ich bin bei dir.«
»Ich möchte nicht mehr von den bösen Männern träumen.«
»Das wirst du nicht. Denk an dein Spielzeug!« Johnny gähnte. Folgsam legte er sich wieder hin und schloß die Augen.
»Bleibst du bei mir, Tante Jane?«
»Möchtest du das?«
»Ja.«
»Okay, dann bleibe ich«, sagte die Detektivin. Sie streichelte den Jungen zärtlich, und sie fühlte sich dabei so, als wäre Johnny ihr eigener Sohn. Fünf Minuten vergingen. Johnny schlief wieder tief.
Jane Collins blieb noch weitere fünf Minuten bei ihm. Dann erhob sie sich, stellte die Nachttischlampe an ihren Platz und stahl sich aus dem Zimmer.
Behutsam schloß sie die Tür. Johnnys Schlaf sollte durch nichts gestört werden.
Vorsichtig stieg Jane Collins die Stufen hinunter. Auf dem Weg zum Living-room rieb sie sich fröstelnd die Oberarme. Es war empfindlich kühl im Haus. Jane wunderte das, denn bis vor wenigen Minuten hatte die Zentralheizung noch für eine angenehme Temperatur von zwanzig Grad Celsius gesorgt.
Die Detektivin betrat den Living-room. Im selben Augenblick traf sie der Schock mit der Wucht eines Keulenschlags. Die Terrassentür stand weit offen! Und jene, die die Flügeltür geöffnet hatten, standen mitten im Raum. Männer mit leichenblassen Gesichtern und gebrochenen Augen. Untote!

Jane Collins erstarrte. Die Fremden kamen mit ausdruckslosen Gesichtern näher. Die Detektivin hatte das Gefühl, ihr Mund würde austrocknen. Sie verstand sich auf Judo und Karate, und sie war entschlossen, diese unheimlichen Kerle nicht weiter in das Haus eindringen zu lassen.

Ihr Blick richtete sich kurz darauf auf die Handtasche, die auf dem Sofa lag. Darin befand sich ihre kleine Astra-Pistole. Aber zwischen Jane und ihrer Handtasche standen die beiden Untoten.

Die Detektivin war gezwungen, auf ihre Waffe zu verzichten. »Stop!« sagte sie schneidend. »Keinen Schritt weiter!«

Die Untoten reagierten nicht. Sie setzten ihren Weg fort. Zwei Schritte waren die Unheimlichen von der Detektivin noch entfernt. Im nächsten Moment ging alles sehr schnell!

Die Kerle sprangen vorwärts. Jane schlug mit der Handkante zu. Sie traf einen der beiden Gegner. Der Mann knurrte wütend. Seine Hände, die Jane packen wollten, glitten an ihrem schlanken Körper ab. Der zweite Untote versuchte es besser zu machen. Seine Faust landete an Janes Rippenbogen. Die Wucht des Schlages warf die Detektivin gegen die Wand. Sofort wollten die untoten Angreifer das blonde Mädchen niederringen.

Doch Jane Collins gelang es, die Bleichen zu täuschen. Sie schaffte es sogar, den einen mit einem rasant angesetzten Wurf zu Boden zu schleudern.

Ihr Fuß zuckte hinter ihm her. Sie traf präzise. Der Untote wälzte sich auf dem Teppich herum und versuchte, rasch wieder auf die Beine zu kommen. Aber Jane ließ es nicht zu.

Erneut trat ihr Fuß in Aktion. Der Karatetritt warf den Blassen zur Seite. Aber so einfach war der Kerl nicht auszuschalten. Ein harter Schlag vermochte ihn zwar umzuwerfen, aber er blieb deswegen noch lange nicht liegen. Immer wieder schickte er sich an, sich zu erheben. Noch einmal gelang es Jane, den Gegner auf den Teppich zu schicken. Doch sie mußte erkennen, daß damit nichts gewonnen war. Der Fremde stand schon wieder auf. Wo ist der andere? schoß es Jane Collins plötzlich siedend heiß durch den Kopf. Sie drehte sich um, und sah sie den zweiten Untoten. Die Detektivin hatte das Gefühl, ihre Haare würden zu Berge stehen.

Der Bleiche erreichte soeben die Treppe. Schon war er auf dem Weg nach oben. Zu Johnny.

Jane Collins sah sich außerstande, den Unheimlichen jetzt noch aufzuhalten.

»Johnny!« preßte sie heiser hervor. »O mein Gott…«

***

Ich stoppte den Wagen.

Bill Conolly federte aus dem Fahrzeug. Ich erschrak, als ich das Gesicht meines Freundes sah. Es war grau und verzerrt.

Wut, Haß und Angst funkelten in seinen Augen.

Er rannte auf sein Haus zu.

Ich folgte ihm, war in großer Sorge um Johnny und Jane Collins. Es wäre wirklich wichtig gewesen, meinen Einsatzkoffer auch zum Babysitten mitzunehmen, fiel mir ein.

Da standen mir zahlreiche höchst wirksame Waffen gegen die Mächte der Finsternis zur Verfügung – und wo befanden sie sich?

In meinem Schlafzimmerschrank!

Bill und ich rannten auf die offenstehende Terrassentür zu. Wir stürmten in den Living-room. Ich sah nur einen Untoten. Jane kämpfte mit ihm.

Wo war der zweite?

Als Jane uns erblickte, rief sie: »John! Bill! Der andere! Er läuft die Stufen hoch!«

Bill Conolly wußte, was das zu bedeuten hatte. Sein Junge war in Gefahr. Der Reporter jagte durch das Wohnzimmer.

Er erreichte die Tür. Rechts davon hing ein geweihtes Metallkreuz an der Wand. Blitzschnell riß Bill Conolly es vom Haken.

Mit einem weiten Satz beförderte er sich in die Diele. Der Untote hatte schon fast das Ende der Treppe erreicht. Bills Kopfhaut zog sich zusammen. Er darf Johnny nichts tun! schoß es ihm durch den Kopf. Er darf das Zimmer des Jungen nicht betreten!

Wütend holte der Reporter aus.

Er schleuderte das Metallkreuz hinter dem Bleichen her. Bill hatte gut gezielt. Das Kruzifix traf genau die Mitte des Rückens.

Der Unheimliche stoppte auf der vorletzten Stufe. Er riß die Arme hoch und verlor das Gleichgewicht. Das geweihte Metallkreuz streckte ihn nieder. In dem Symbol des Guten befand sich etwas, das er nicht vertragen konnte.

Er stürzte rücklings die Treppe herunter, überschlug sich dabei mehrmals und blieb vor Bill Conollys Füßen liegen.

Ein gebrochener Hals bedeutet für jeden Untoten das Ende. Der Bleiche stellte keine Gefahr mehr dar.

Während sich mein Freund um diesen Untoten gekümmert hatte, hatte ich mir den anderen vorgenommen. Mein erster Faustschlag beförderte ihn von Jane Collins fort.

Ich setzte sogleich nach. Der Bleiche warf sich mir entgegen. Ich versuchte ihm die Beine wegzusicheln, doch er wich meinem Fuß aus und packte mich. Seine Arme umschlangen mich. Er riß mich hoch, schien mich erdrücken zu wollen. Unbeschreibliche Kräfte steckten in dem Mann. Meine Rippen schmerzten. Mein Brustkorb schien sich in einem riesigen Schraubstock zu befinden, der unerbittlich zugedreht

wurde. Ich hieb mit aller Kraft auf den Untoten ein. Ein Treffer verschaffte mir endlich Luft. Ich rutschte blitzschnell aus der Umklammerung heraus, packte beide Beine des Gegners und stieß mit der Schulter nach vorn. Der Untote kippte daraufhin nach hinten weg und knallte auf den Teppich. Bill und Jane kamen mir zu Hilfe. Damit Johnny von alledem nichts mitbekam, schloß Bill Conolly vorher noch schnell die Living-room-Tür. Dann bezwangen wir den starken Kerl mit vereinten Kräften. Der Bleiche tobte. Weißer Schaum flockte auf seinen blutleeren Lippen. Er bäumte sich in unserem Griff wütend auf, doch wir ließen ihn nicht mehr los.

Hastig nahm ich mein Silberkreuz zur Hand. Ich hielt die Kette und ließ das Kruzifix über den leeren Augen des Untoten pendeln. Das schwächte ihn merklich. Mein Kreuz machte ihm Angst.

Er wußte, daß ich ihn damit vernichten konnte. Verzweifelt versuchte er, freizukommen, doch wie hielten ihn fest und setzten ihm mit der Kraft des Guten hart zu.

Sein Zähneknirschen ging uns durch Mark und Bein. Ich sorgte dafür, daß das Kruzifix nicht zu pendeln aufhörte. »Du wirst uns nun ein paar Fragen beantworten!« sagte ich schneidend.

»Laßt mich los!« röchelte der Untote. »Was hattet ihr vor?«

»Kevin Siegel wollte, daß wir Jane Collins und den Jungen holen.«

»Wohin hättet ihr die beiden bringen sollen?«

»Auf den Friedhof des Grauens. Und dann hätten wir dich unter Druck setzen und in eine tödliche Falle locken sollen, Sinclair.«

»Wo befindet sich dieser Friedhof?« wollte ich wissen.

»Am Stadtrand von London. Er ist Keletts Revier und liegt an der Straße nach Essex.«

»Kelett will Sheila Conolly die Seele nehmen. Auf welche Weise geschieht das?« fragte ich.

»Es passiert im Rahmen einer Zeremonie.«

»Wo? Auf dem Friedhof?«

»Unter dem Friedhof. Im blutroten Schein des allmächtigen Höllenfeuers«, antwortete der Untote.

»Wie verleibt sich Kelett die Seele eines Menschen ein?«

»Er gibt seinem Opfer den Todeskuss.«

Mehr wollte ich nicht wissen. Die Zeit brannte uns auf den Fingernägeln. Ich verlangte von Jane, sie möge den Untoten fesseln.

»Was soll aus ihm werden?« fragte Bill Conolly.

»Wir werden uns später um ihn kümmern. Wenn wir Sheila aus den Klauen des Dämons gerettet haben.«

»Das wird euch nicht mehr gelingen!« behauptete der Untote. »Ihr sein zu spät dran. Es ist gleich Mitternacht…«

Jane Collins band Hände und Füße des Bleichen zusammen. Ich erhob mich, streifte die Kette, an der mein Silberkreuz hing, wieder

über den Kopf. Bill holte seinen Revolver, der zwar nicht mit geweihten Silberkugeln geladen war, mit dessen Hilfe man aber lebende Leichen vernichten konnte.

Wir wollten das Haus durch die Vordertür verlassen.

Da hörten wir plötzlich den spitzen Schrei von Jane Collins. Sie hatte die Absicht gehabt, sich mit Scotland Yard in Verbindung zu setzen, weil in der Diele, am Treppenbeginn, ein Toter lag.

Als sie den Hörer abgenommen hatte, war es passiert.

Der Untote hatte seine Fesseln zerrissen.

Er war aufgesprungen und stürmte nun auf die Terrassentür zu.

»Verdammt, dem darf die Flucht nicht gelingen!« knurrte Bill Conolly.

Er nahm unverzüglich die Verfolgung des Bleichen auf.

Als er die Terrassentür erreichte, war der Unheimliche gerade dabei, in die Dunkelheit einzutauchen.

Bills Revolverhand zuckte hoch. Im selben Augenblick krachte der Schuss – und der Bleiche traf tödlich getroffen zusammen.

Die Kugel hatte sein Gehirn zerstört. So etwas überlebte kein Zombie.

Jane Collins erklärte mir, sie würde meine Abteilung anrufen und die beiden Leichen abholen lassen. Dadurch war garantiert, daß es wegen der Toten so gut wie kein Aufsehen geben würde.

Bill und ich verließen in großer Hast das Haus. Ich hoffte, daß der Schuss Klein John nicht geweckt hatte.

Wenn der Junge davon aber wach geworden war, dann würde sich Jane seiner annehmen. Und ich war davon überzeugt, daß Johnny außer bei seinen Eltern – nirgendwo besser aufgehoben war als bei Jane.

Wir sprangen in den Bentley.

Endlich wußten wir, wo sich der Friedhof des Grauens befand.

Aber konnten wir dieses Wissen noch verwerten?

Es war fünf Minuten vor zwölf, und Bill Conolly stieß heiser hervor: »Wir schaffen es nicht mehr, John. Sheila ist verloren. Wir können sie nicht mehr retten.«

»Tu mir den Gefallen und behalte deinen Pessimismus für dich!« entfuhr es mir.

Dann startete ich die Maschine und raste los.

***

Sheila Conolly hatte alle Anstrengungen unternommen, um sich der Fesseln zu entledigen. Es war ihr nicht gelungen, die Stoffstreifen, mit denen ihre Hände und die Füße zusammengebunden waren, loszuwerden.

War es wirklich unabdingbar, daß sie sich in ihr Schicksal fügte?

Sie dachte an Bill.

Er hatte bestimmt Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt, um sie wiederzufinden und zu retten. Garantiert hatte er sich auch an John Sinclair um Hilfe gewandt. Aber wie sollte John herausfinden, wo sie sich befand?

Sie war von diesem magischen Licht aus der Chelsea Hall fortgeholt worden. Wie sollte der Geisterjäger ihre Spur finden, wenn es keine gab?

Verzweifelt blickte Sheila zu den beiden untoten Mädchen hoch.

Schaudernd dachte sie daran, daß auch sie bald so sein würde wie diese lebenden Leichen. Warum mußte das Schicksal so hart zu ihr sein? Womit hatte sie ein solches Ende verdient?

Sheila vernahm das Brummen eines Automotors.

Dumpf geisterte es durch die Nacht, kam näher.

Sheila klammerte sich daran, daß da jemand kam, der sie retten würde. Angestrengt lauschte sie. Ihr Herz klopfte laut.

Sie hörte, wie der Wagen den Friedhof erreichte.

Das Fahrzeug stoppte.

Türen klappten zu.

Sheila Conolly pumpte ihre Lungen voll und begann lauthals um Hilfe zu rufen. Zwischen ihren gellenden Schreien vernahm sie Schritte, die sich der schäbigen Hütte näherten.

»Hier bin ich! Hier!« schrie Sheila Conolly. »In der Hütte!«

Die untoten Wächterinnen hinderten sie nicht daran, zu schreien.

»Man hat mich verschleppt! Ich werde gegen meinen Willen hier festgehalten!« schrie sie. »Hilfe! Zu Hilfe!«

Die Schritte erreichten die Tür. Sheila Conolly richtete sich erwartungsvoll auf. Doch dann traf sie der Schock mit voller Härte.

Sie sah zwei Männer, die genauso bleich waren wie die beiden Mädchen, von denen sie bewacht wurde. Und dahinter bemerkte Sheila einen Mann, dessen Augen in diesem Moment kurz rot aufglühten.

Das konnte kein Mensch sein.

Das war ein Dämon.

Und die Kerle, die ihn begleiteten, waren zwei seelenlose Werkzeuge von Kelett!

Von denen war keine Hilfe zu erwarten. Die taten nur, was Kelett genehm war. Sheila Conolly sank schluchzend zurück. Sie hatte so sehr gehofft, doch noch gerettet zu werden, und nun diese bittere Enttäuschung…

Kevin Siegel drängte die beiden Untoten beiseite. Er blickte auf Sheila Conolly hinunter und grinste gemein.

»Hatten Sie noch im Ernst damit gerechnet, gerettet zu werden?« fragte er höhnisch. »Wie konnten sie sich nur zu einer solchen Phantasterei hinreißen lassen?«

»Warum tut ihr mir das an?« stieß Sheila verzweifelt hervor. »Was habe ich euch getan?«

»Kelett braucht Seelen, und er will ein Gefolge haben, das ihm treu ergeben ist. Deshalb sind Sie hier. Daß wir bei der Auswahl der Opfer eine besonders glückliche Hand gehabt hatten, war uns nicht sofort klar. Erst als sich John Sinclair, der Geisterjäger, einmischte, begriffen wir, daß wir heute Nacht mehrere Fliegen mit einer Klappe schlagen können.«

»Wo ist John?« fragte Sheila heiser.

»Irgendwo in der Stadt. Aber er wird noch in dieser Nacht den Friedhof des Grauens betreten und seine Seele verlieren! Dafür ist bereits alles in die Wege geleitet.«

»John wird euch alle zur Hölle schicken!«

»Das wird er nicht können. Ihm werden die Hände gebunden sein! Ich habe mich eingehend über ihn informiert. Ich weiß, daß er und seine Freundin Jane Collins auf den kleinen Johnny aufpassen sollten, während Sie und Ihr Mann die Show der ›Hot Devils‹ in der Chelsea Hall ansahen. Ich weiß, daß John Sinclair Ihren Jungen wie seinen eigenen Sohn liebt. Deshalb habe ich Order gegeben, Jane Collins und Johnny Conolly aus Ihrem Haus zu holen und hierher zubringen.«

»Nein!« schrie Sheila entsetzt auf.

»Wenn wir den Jungen haben, wird Sinclair uns aus der Hand fressen!«

»Ihr verfluchten Teufel!« schrie Sheila. »Warum laßt ihr den Jungen nicht aus dem Spiel. Euch ist wohl keine Gemeinheit zu schmutzig…«

»Das ist richtig«, bestätigte Kevin Siegel. »Wir steuern alle unsere Ziele ohne den Hemmschuh eines Gewissens an. Das garantiert uns einen durchschlagenden Erfolg. Kelett wird Sinclairs Seele bekommen. Genau wie die Ihre. Das ist gar keine Frage.«

Der Manager warf einen Blick auf seine Uhr.

»Es ist Zeit für die Zeremonie. Kelett hat uns die Ehre gegeben, dabei sein zu dürfen«, sagte Kevin Siegel.

Er zückte einen Dolch, dessen Klinge mit schwarzmagischen Symbolen geschmückt war. Seine beiden Begleiter stellten Sheila auf sein Geheiß auf die Beine, und der Manager durchschnitt mit dem Dämonendolch die Fußfesseln der Frau.

Flankiert von vier Untoten mußte Sheila Conolly die Hütte verlassen. Kevin Siegel setzte sich an die Spitze der kleinen Gruppe.

Er führte sie bis zur Mitte des Gottesackers und sprach dort eine Formel der Schwarzen Magie sowie einige Worte in der Dämonen-Sprache, die Sheila nicht verstand.

Daraufhin geisterte ein dumpfes Grollen durch die Finsternis, und in derselben Minute spaltete sich die Erde vor den Füßen des Managers.

Ein glutroter Schein leuchtete aus der Tiefe empor. Eine Treppe aus

schwarzem Stein führte hinunter. Sheila war sich der Tatsache bewußt, daß sie rettungslos verloren war, wenn sie erst einmal diese Stufen hinter sich gebracht hatte.

Gehetzt schaute sie sich um.

Sie wollte noch einmal zu fliehen versuchen.

Doch die Untoten erkannten ihre Absicht sofort.

Hart packten sie zu und zerrten die junge Frau mit sich die Treppe hinunter. Sheila gelangte in einen kreisrunden Saal.

Die Wände bestanden aus schwarzem Marmor. Sie reflektierten auf eine eigenartige Weise das Flackern des Höllenfeuers, das aus einem großen runden Loch im Boden züngelte.

Sheila bemerkte, daß die Untoten und auch Kevin Siegel das Satansfeuer fürchteten. Sie achteten peinlich darauf, den Flammen nicht zu nahe zu kommen.

Hinter der glutroten Lohe entdeckte Sheila den knöchernen Dämon Kelett. Er war eingehüllt in dieses hauchdünne, schleierartige Gewand, stand reglos hinter dem Feuer.

Jetzt breitete er seine Skelettarme aus.

Siegel und die Untoten senkten den Kopf und wandten sich dem Höllenfeuer zu. Kelett pries die Allmacht des Teufels. Er sprach ein schwarzes Gebet, das Kevin Siegel und die lebenden Leichen mitmurmelten Anschließend richteten sich Keletts schwarze Augenhöhlen auf Sheila Conolly. Er hob ihr seine Knochenhände entgegen und befahl: »Komm zu mir. Ich möchte dir den Todeskuss geben!«

Und Sheila Conolly spürte, daß es ihr nicht möglich war, sich diesem dämonischen Befehl zu widersetzen…

***

»Schneller, John! Kannst du nicht schneller fahren?« stieß Bill Conolly aufgeregt hervor.

Die Straße war unübersichtlich. Der Nebel ließ sie ölig glänzen. Ich fuhr nur so schnell, wie ich es vor mir selbst verantworten konnte. Ich wollte nicht riskieren, daß der Bentley wie über Schmierseife rutschte, wenn ich plötzlich gezwungen sein würde, scharf abzubremsen.

»Willst du zu Sheila oder ins Krankenhaus?« fragte ich den Reporter.

»Es ist Mitternacht, John!«

»Ich weiß.«

»Sheila soll um Mitternacht ihre Seele verlieren, und wir sind nicht auf dem Friedhof, um es zu verhindern!«

Ich zog den schweren Wagen in eine weite Kurve. Die Scheinwerferkegel erfaßten eine alte Steinmauer. Das mußte der Friedhof sein, auf den Sheila mit Hilfe von magischen Kräften geholt worden war.

Augenblicke später stoppte ich das Fahrzeug vor dem offenen Friedhofstor. Ein schwarzer Wagen stand davor.

Es war anscheinend noch jemand gekommen, um an der Zeremonie teilzunehmen. Wir sprangen aus dem Bentley und hasteten durch das Tor.

Bill lief mit schussbereiter Waffe neben mir. Er war in einer entsetzlichen Verfassung. Ich hatte Mitleid mit ihm. Er liebte seine Frau mehr als sein Leben.

Deshalb traf es ihn besonders hart, befürchten zu müssen, nicht rechtzeitig gekommen zu sein, um die Katastrophe noch verhindern zu können.

Einsam, still und verlassen wirkte der nächtliche Totenacker. Wo war Sheila? Wo war die Person, die den Wagen gelenkt hatte, der vor dem Friedhofstor stand? Wo war Kelett?

Ich rechnete mit einem gefährlichen Empfang.

Kelett würde sich die Gelegenheit gewiss nicht entgehen lassen, mich auf dem Friedhof des Grauens auszuschalten.

Wir erreichten eine verfallene Bretterhütte und hofften, Sheila darin vorzufinden. Doch Sheila war nicht da.

Aber wir fanden eine Spur von ihr.

Bill bückte sich und hob etwas auf. Es handelte sich um einen fliederfarbenen Stoffstreifen. Er stammte von Sheila Conollys Kleid.

Bill verließ die Hütte sofort wieder.

Seine Augen bohrten sich in die Dunkelheit. »Wo ist sie?« fragte er heiser. »John, bitte sag mir, wo meine Frau ist. Ich halte das nicht mehr aus…«

Mir fiel in der Mitte des Totenackers ein glutroter Schein auf, der aus dem Boden zu leuchten schien. Auch Bill entdeckte ihn.

Ich brauchte kein Wort zu sagen. Der Reporter und ich verständigten uns mit einem raschen Blick. Nun wußten wir, wo wir Sheila finden würden.

Wir starteten gleichzeitig. Mit langen Sätzen näherten wir uns der aufklaffenden Spalte im Erdreich.

In wenigen Sekunden mußte es sich herausstellen, ob wir noch rechtzeitig gekommen oder ob wir zu spät dran waren…

***

»Komm!« befahl Kelett mit dumpfer Stimme. Seine schwarzen Augenhöhlen übten auf Sheila Conolly eine magische Anziehungskraft aus.

Mechanisch setzte sie sich in Bewegung. Sie stellte das entsetzt fest, denn sie wollte Keletts Befehl nicht gehorchen.

Sie wollte sich ihm nicht nähern, weil sie wußte, daß er sie töten würde, wenn sie bei ihm angelangt war.

Aber ihre Beine unterstanden nur noch Keletts Kommando. Er hatte »Komm!« gesagt, und es war ihr nicht möglich, trotzig stehen zubleiben.

Niemand brauchte sie gewaltsam vor den Dämon zu zerren.

Ihre eigenen Beine brachten sie Kelett, der ihr zum Verhängnis werden sollte, immer näher.

Heiß brauste das Höllenfeuer neben Sheila Conolly. Sie starrte in die rotglühenden Flammen und glaubte, darin grauenerregende Fratzen erkennen zu können. Ohne den Blick vom Feuer zu wenden, ging sie weiter.

Unwillkürlich fragte sie sich, warum die Untoten das Feuer fürchteten. Bezogen sie nicht ihre Kraft und ihr schwarzes Leben daraus?

Kelett wartete mit ausgebreiteten Armen.

Vier Schritte war Sheila nur noch von ihm entfernt. Der Dämon verströmte den unangenehmen Duft von Moder und Fäulnis.

Widerlich.

Sheila blickte ihm nun direkt in die bleiche Totenvisage. Er grinste sie triumphierend an, gierte nach ihrer Seele.

»Komm!« knurrte Kelett wieder.

Drei Schritte nur noch.

Der kalte Schweiß brach Sheila Conolly aus allen Poren. Sie konnte sich nicht erinnern, schon einmal so große Angst gehabt zu haben.

Zwei Schritte.

Ihre Beine waren nicht aufzuhalten.

Gespenstisch blähte sich das durchsichtige Nebelgewand des unheimlichen Dämons. Er bewegte die Arme. Sheila vernahm ein leises Knarren der Gelenke.

Ein Schritt.

Nun gestattete ihr Kelett, stehen zubleiben. Sie war gezwungen, ihm in die finsteren Augenhöhlen zu sehen.

Seine Rechte wies auf dem Marmorboden. »Knie nieder«, befahl er mit scharfer Stimme. Sheila Conolly konnte nicht anders. Sie mußte ihre Knie beugen. In ihr furchtbares Schicksal ergeben, sank sie nieder.

Kelett trat an sie heran. »Nun werde ich dich zu meiner Dienerin machen!« sagte er feierlich. »Das Feuer der Hölle wird Zeuge dieses Aktes sein. Deine Seele wird deinen Körper verlassen und in meinen eintauchen. Sie wird mich stärken und gegen die Attacken des Guten wappnen.«

Grabesstille. Sheila Conolly schloß die Augen. Und der abscheuliche Dämon beugte sich zu ihr hinab, um ihr den vernichtenden Todeskuss zu geben.

***

Wir hetzten die Stufen hinunter. Ich erfasste die Gefährlichkeit der Situation mit einem einzigen Blick. Ich sah Kevin Siegel, zwei weibliche und zwei männliche Untote.

Und ich sah Sheila Conolly, die vor dem Dämon Kelett kniete. Das Biest wollte ihr soeben den Todeskuss geben!

»Halt!« schrie ich.

Kelett zuckte hoch. Er stieß einen wütenden Fluch aus. Sein Knochenfinger wies auf mich. »Sinclair! Du wagst es, diese feierliche Zeremonie zu stören!«

»Ich werde noch ganz andere Dinge tun!« gab ich heftig zurück. Im selben Moment bildeten die Untoten eine aggressive Front gegen uns. Kevin Siegel bewaffnete sich mit seinem Dämonendolch. Er griff mich sogleich an. Die blitzende Klinge zuckte auf mich zu.

Ich brachte mich mit einem Sprung reaktionsschnell vor ihr in Sicherheit. Wie ein Fallbeil sauste meine Handkante in derselben Sekunde nach unten. Ich traf den Dolcharm meines dämonischen Gegners.

Doch Kevin Siegel verlor die gefährliche Waffe nicht. Fest hielt er sie weiterhin in seiner Faust. Abermals stach er auf mich ein. Die Klinge verfehlte mich nur um Haaresbreite. Meine Hände schnappten den dämonischen Manager. Ich drehte mich um die eigene Achse, riß Siegel mit mir und schleuderte ihn kraftvoll gegen die Marmorwand.

Indessen wurde Bill Conolly von den vier Untoten attackiert. Vier gegen einen. Ein verdammt übles Verhältnis. Bill sah sie vor sich. Er wartete mit bis zum Zerreißen angespannten Nerven auf den Angriff der lebenden Leichen.

Schon erfolgte er.

Bill Conolly riß den Revolver hoch, zielte kaum, drückte ab. Ein Zombie brach tödlich getroffen zusammen.

Aber dann geriet der Reporter in arge Bedrängnis.

Ein weiblicher Untoter versetzte ihm einen kraftvollen Stoß.

Gleichzeitig traf ihn ein Faustschlag.

Ein weiterer Hieb entwaffnete ihn.

Der Revolver fiel zu Boden und schlitterte über die schwarzen Steinplatten. Weit weg. Zu weit weg! Bill konnte die Waffe nicht mehr erreichen.

Knurrend und fauchend stürzten sich die Zombies nun auf den Reporter. Sie wollten ihm den Rest geben. Bill kassierte mehrere schmerzhafte Treffer. Ein Hammer warf ihn sogar zu Boden.

Er rollte herum.

So entging er im letzten Moment einem Tritt, der ihm die Besinnung geraubt hätte. Keuchend zog Bill die Beine an.

Der männliche Zombie wollte sich auf ihn fallen lassen. Doch Bill fing den Angreifer mit den Beinen ab. Und dann stieß er den lebenden

Leichnam mit aller Kraft zurück. Der Zombie stürzte und blieb regungslos liegen.
Ich trug weiter meinen erbitterten Kampf gegen Kevin Siegel aus. Der rangniedrige Dämon versuchte alles, um mir seinen Dolch ins Herz zu stoßen.
Noch hatte ich in diesem kräfteraubenden Kampf Oberwasser. Ich war schneller und wendiger als mein Gegner. Ich hatte ein geschulteres Auge als der Dämon und erkannte viele Attacken schon im Ansatz.
Aber ich spürte, daß meine Kräfte nachließen.
Und ich bemerkte, daß Kevin Siegel nicht die geringsten Ermüdungserscheinungen zeigte. Man konnte sich an den Fingern abzählen, wie lange es noch dauern würde, bis ich so erschöpft war, daß der dämonische Manager leichtes Spiel mit mir hatte.
Da kam der Dolch schon wieder.
Mit einem oft geübten Judogriff drehte ich Siegels Arm herum.
Wir stürzten beide.
Der Manager fiel auf mich. Sein Dämonendolch befand sich genau zwischen uns. Zum Glück wies die Klinge zu diesem Zeitpunkt nicht auf mich, sondern auf Kevin Siegel.
Tief drang die Waffe in seinen Leib.
Er zuckte heftig zusammen.
Schwarzer Rauch kräuselte sich aus seinem Mund.
Seine Dämonenaugen glommen ein letztes mal auf und erloschen dann für immer. Er hatte sich gewissermaßen selbst besiegt, war in seinen eigenen Dolch gefallen.
Atemlos drückte ich den schweren Körper zur Seite. Ich schwitzte so sehr, daß man meine Unterwäsche hätte auswringen können.
Nun versuchte sich der Reporter die beiden weiblichen Zombies vom Leib zu halten. Sie machten es ihm nicht leicht.
Immer wieder griffen sie ihn fauchend an, aber ich hatte keine Zeit, ihm beizustehen, denn ich bemerkte in diesem Augenblick, daß Kelett sich anschickte, Sheila Conolly doch noch den Todeskuss zu geben und sich damit ihre Seele einzuverleiben.
Dazu durfte es nicht kommen!
Während sich Bill mit den untoten Mädchen herumschlug, rannte ich dorthin, wo der Revolver meines Freundes lag.
Sheila kniete immer noch vor dem Dämon.
Kelett beugte sich zu ihr hinunter.
Wusste sie überhaupt, was mit ihr geschehen sollte? Hatte sie denn eine Ahnung, daß Bill und ich hier waren?
Sheila regte sich nicht. Mit geschlossenen Augen erwartete sie ihr Ende. Doch noch mußte Kelett mit mir rechnen. Ich war entschlossen, den Dämon bis zum letzten Atemzug zu bekämpfen.

Er sollte Sheilas Seele nicht bekommen!
Hastig hob ich die Waffe auf.
Dann stürmte ich weiter.
Die bleiche Totenfratze des Dämons befand sich nur noch wenige Zentimeter von Sheilas apathischem Gesicht entfernt. Mir schnürte die Sorge um die junge Frau die Kehle zu.
»Sheila!« brüllte ich, so laut ich konnte.
Meine Stimme riß sie aus ihrer Trance. Ihre Augen öffneten sich. Sie sah Keletts Totenvisage vor sich, riß beide Arme hoch und versetzte dem Dämon entsetzt einen Stoß.
Einen Lidschlag später war ich bei ihr.
»John!« stieß sie krächzend hervor.
Ich packte die Hand, die sie mir entgegenstreckte, riß sie auf die Beine und hinter mich.
Kelett erhielt von mir einen Tritt gegen den Hüftknochen, der ihn drei Schritte zurückwarf. Er fluchte lästerlich.
Hinter ihm brauste das glutrote Höllenfeuer.
Groß und bedrohlich ragte er davor auf.
Wild schüttelte er den Kopf. »Hier unten hast du keine Chance gegen mich, Sinclair!«
»Ich werde dir das Gegenteil beweisen, Kelett!«
»Ich werde euch allen die Seele nehmen.«
»Versuch zuerst, meine zu holen!« sagte ich giftig.
»Du überschätzt dich, Sinclair! So gut, wie du glaubst, bist du nicht.«
»Trotzdem bin ich noch besser als du, Kelett. Aus deinen Plänen wird nun nichts werden. Ich werde dich töten. Damit zerreißt die Bande, die zwischen dir und den Menschen besteht, die du während der Konzerte der ›Hot Devils‹ in deinen dämonischen Bann geschlagen hast. Der Keim des Bösen wird in den Leuten absterben, und London wird von der Überflutung durch die Mächte der Finsternis bewahrt werden.«
Kelett schüttelte wieder den Kopf. »Was bist du nur für ein Narr, Sinclair? Wie willst du mich töten? Etwa mit diesem Revolver? Er ist nicht einmal mit Silberkugeln geladen.«
»Ich schaff's, Kelett!« gab ich selbstsicher zurück. »Dein Vorstoß ist gescheitert. Pech gehabt.«
Kelett lachte. »Ich habe dich nicht zu fürchten, Sinclair. Im Reich der Dämonen wir man mit Begeisterung die Nachricht von deinem Tod aufnehmen. Ich werde eine Höllenmarionette aus dir machen, die allen meinen Befehlen widerspruchslos gehorchen wird. Du wirst mein Mann bei Scotland Yard sein. Du wirst diesen weltbekannten Polizeiapparat für mich vergiften, wirst aus dem Yard ein Instrument des Bösen machen!«
Mich überlief es kalt.

Wenn Kelett dieses Vorhaben gelungen wäre…
Schrecklich.
Doch ich wußte, daß ich es in der Hand hatte, diesen Vormarsch des Bösen zu stoppen. Ich war zuversichtlich, dass London dieses Schicksal, das ihm Kelett zugedacht hatte, erspart bleiben würde.
Bill wurde in diesem Augenblick von den beiden weiblichen Untoten niedergerungen.
»Bill!« schrie Sheila entsetzt.
Sie rannte zu ihm.
»Sheila, bleib hier!« schrie ich, doch sie hörte mich nicht.
Sofort ließ eines der Mädchen von Bill Conolly ab. Es warf sich Sheila entgegen. Ihre Finger gruben sich in die Fülle von Sheilas blondem Haar. Die junge Frau stieß einen spitzen Schrei aus.
Sie ließ sich fallen.
Die Untote fiel mit ihr.
Keuchend rollten die beiden über den Steinboden.
Auf das Höllenfeuer zu!
Mir stockte der Atem. Sheila und die Untote drohten in die Flammen zu stürzen. Immer näher gerieten sie dem Feuer. Zwei Umdrehungen noch. Dann würde es um die beiden geschehen sein.
Sie drehten sich erneut.
Mein Herz krampfte sich zusammen.
Im selben Moment stoppte die Untote.
In panische Furcht ließ sie von Sheila Conolly ab und floh vor dem alles verzehrenden Feuer. Bill konnte sich von dem mörderischen Würgegriff seiner Gegnerin befreien. Er lief sofort zu Sheila, die aufsprang und sich schluchzend in seine Arme warf.
»Bill, oh, Bill…«
Diese bewegende Szene lenkte mich kurz ab. Kelett versuchte seine Chance zu nutzen. Er hatte die Absicht, auf mich zuzurasen und mich mit seinen Knochenfäusten niederzumachen.
Doch als er startete, drückte ich ab.
Die Kugel traf die Mitte seiner Stirn.
Sein Schädel war so hart, daß sich das Geschoß daran plattdrückte und als Querschläger davongellte.
Jetzt hatte ich die Bestätigung, daß ich ihm mit einem gewöhnlichen handelsüblichen Geschoß nicht das dämonische Leben nehmen konnte.
Ich rechnete mit einer anderen Wirkung.
Und die stellte sich ein.
Der startende Dämon wurde von meiner Kugel nicht nur gestoppt, sondern auch kraftvoll zurückgestoßen.
Zurück!
Und hinter ihm brauste das gewaltige Höllenfeuer.

Es passierte!
Der Treffer beförderte ihn mitten hinein in die fauchende Satanslohe, die alles vernichtete – ob Freund oder Feind.
Die Flammen erfaßten Kelett sofort. Der knöcherne Dämon wurde zum Spielball unvorstellbarer Gewalten.
Im Augenblick seines Todes erstarrten die beiden Dienerinnen, die kurz zuvor noch die Absicht gehabt hatten, Sheila und Bill Conolly erneut anzugreifen.
Keletts seelenlose Marionetten wankten.
Die Macht des Bösen, die sie belebt hatte, versickerte.
Kelett vermochte ihnen ihr unseliges Leben nicht mehr zu erhalten, denn er existierte nicht mehr.
Tapsend gingen die Mädchen.
Sie torkelten wie Betrunkene.
Das Höllenfeuer schien sie plötzlich magisch anzuziehen. Mit unsicheren Schritten näherten sie sich den Flammen. Der rote Schein brachte etwas Farbe in ihre blassen Leichengesichter.
Jetzt schienen sie keine Furcht mehr vor den Flammen zu haben. Seit Kelett nicht mehr lebte, schienen auch sie nicht mehr auf dieser Welt bleiben zu wollen.
Keletts Tod hatte ihrem zweiten Leben jeglichen Sinn genommen. Ohne Angst erreichten sie das Feuer. Sie blieben nicht stehen, sondern machten den nächsten Schritt, der ihre Vernichtung einleitete.
Von einer Sekunde zur anderen gab es sie nicht mehr, die seelenlosen Dienerinnen Keletts. Wir hatten von ihnen nichts mehr zu befürchten.
Das Höllenfeuer hatte ganze Arbeit geleistet. Wir durften erleichtert aufatmen.
Ich fühlte mich von den Ereignissen, die sich überstürzt hatten, ausgelaugt. Nur langsam ließ die Spannung in mir nach.
Mein Blick richtete sich auf Sheila und Bill Conolly. Der Reporter hielt seine Frau immer noch fest im Arm.
Es schien fast, als hätte er die Absicht, sie nie mehr loslassen zu wollen. Zu lange hatte er um sie bangen müssen.
Ich begab mich zu ihnen. »Es ist überstanden«, sagte ich.
Bill nickte. »Es war nicht leicht.«
»Es ist immer schwierig«, erwiderte ich.
»Es war wie in alten Zeiten, John, als wir beide noch gemeinsam gegen die Wesen aus dem Schattenreich kämpften.«
Ich hob die Schultern. »Es ist ein Kampf, der niemals enden kann, denn das Höllenkontingent ist unerschöpflich.«
Unter unseren Füßen begann plötzlich der Boden zu beben. Sheila Conolly riß erschrocken die Augen auf.
»John, was ist das?«
Ich sah, wie sich die Satanslohe verfärbte. Sie wurde orange,

wechselte auf Grün und schließlich flackerte sie in düsterem Violett.

Der Boden bebte immer stärker.

Die Flammenfarbe näherte sich der Schwärze von Krähenflügeln. Um uns herum bekamen die Wände Risse.

Die glatten Steinplatten zersprangen mit singenden Lauten. An vielen Stellen löste sich die steinerne Verkleidung von den Wänden, klapperte auf den Boden.

»Schnell weg von hier!« rief ich meinen Freunden zu.

Wir rannten zur Treppe, die nach oben führte. Auch sie war durch das Beben in Mitleidenschaft gezogen worden.

Einzelne Stufen splitterten ab und schlitterten uns wie Torpedos entgegen. Wir sprangen über sie hinweg.

Gestein und Erdreich fiel von oben auf uns herab. Wir zogen die Köpfe ein, hielten die Arme schützend darüber.

Knirschend und polternd begann sich der Einstieg zu jenem unterirdischen Raum, in dem wir noch waren, zu schließen.

Die klaffende Erdspalte wurde rasch enger. Mir schoß ein Eissplitter ins Herz. Wenn es uns nicht gelang, das Ende der Treppe zu erreichen, bevor sich die Öffnung schloß, würden wir hier unten für ewige Zeiten eingeschlossen bleiben.

Es wunderte mich nicht, daß Sheila Conolly unser Tempo nicht mithalten konnte. Sie stolperte, weil sie ihr Bein nicht hoch genug gehoben hatte, stieß gegen den Stufenrand, fiel und rutschte zwei Stufen zurück.

»Sheila!« schrie Bill entsetzt.

Sein Schrei riß mich herum.

»Ich kann nicht mehr!« keuchte Sheila.

»Du mußt, Sheila!« stieß Bill atemlos hervor.

Die Erdspalte hatte sich bereits auf die Hälfte ihrer ursprünglichen Größe reduziert. Ich kehrte um.

»Es hat keinen Zweck mehr!« ächzte Sheila. »Rettet euch selbst. Ich habe nicht mehr die Kraft…«

»Unsinn«, rief ich energisch. »Denkst du, wir lassen dich hier liegen?«

»Wir werden alle umkommen, John.«

»Eher das, als ohne dich diesen unterirdischen Raum zu verlassen«, sagte ich.

Bill und ich packten gemeinsam zu. Wir rissen Sheila auf die Beine. Sie war bemüht, uns zu unterstützen. Mit vereinten Kräften hasteten wir die Treppe hoch.

Sie schien endlos lang zu sein, schien immer länger zu werden. Wir hatten den Eindruck, der Teufel selbst würde uns peinigen, indem er das Ende der Treppe immer weiter von uns entfernte.

Die gezackten Spaltenränder näherten sich einander erschreckend rasch.

»Wo bleibt denn dein gesunder Optimismus?« fragte ich Sheila schwer atmend.

»Der hat hier seine Berechtigung verloren«, gab Sheila resignierend zurück. »Warum versucht ihr nicht allein…?«

»Sei still!« herrschte Bill seine Frau an. »Ich will so etwas nie wieder von dir hören. Entweder retten wir uns alle drei, oder diese verdammte Dämonenfalle wird uns gemeinsam zum Verhängnis!«

Das Wort Dämonenfalle traf den Nagel haargenau auf den Kopf. Es brachte mich auf die Idee, mein Silberkreuz einzusetzen.

Blitzschnell riß ich mein Hemd auf und legte das Kruzifix bloß. Mit lauter Stimme rief ich die Namen der vier Erzengel: »Michael! Gabriel! Raphael! Uriel!«

Ich war sicher, daß die Engel ihre ganze Kraft einsetzen würden, um uns zu retten.

Aus den vier Kruzifixenden flogen grelle Blitze. Sie trafen die sich im Schließen begriffene Erde, stemmten sich dagegen, konnten zwar nicht verhindern, daß sie die Öffnung weiter schloß, aber es gelang ihnen, diesen gefährlichen Vorgang zu verschleppen.

Dadurch gewannen wir wertvolle Zeit.

»Wir schaffen es!« schrie Bill begeistert, als er erkannte, daß sich die Bodenspalte nur noch im Zeitlupentempo schloß. »Siehst du das Sheila? Wir schaffen es!«

Stolpernd und keuchend erreichten wir das Ende der Treppe. Der Schweiß rann mir in breiten Bächen über das Gesicht.

Die Welt hatte uns endlich wieder.

Kaum hatten wir den Friedhof unter unseren Füßen, da hinderte die Kraft der vier Erzengel die Erde nicht mehr daran, sich für immer zu schließen.

Knirschend verzahnten sich die Zacken der Öffnung, und einen Augenblick später war davon nichts mehr zu sehen.

Der Weg in die Unterwelt existierte nicht mehr.

Wir stiegen in meinen Bentley.

Ich brachte Sheila und Bill nach Hause. Jane Collins hatte mittlerweile dafür gesorgt, daß die ausgeschalteten Untoten abgeholt worden waren.

An Schlaf wäre trotz der körperlichen Müdigkeit in dieser Nacht nicht mehr zu denken gewesen. Wir waren viel zu aufgedreht von den lebensgefährlichen Ereignissen, die wir zu meistern gezwungen gewesen waren.

Deshalb verabschiedeten sich Jane Collins und ich nicht von den Conollys, sondern wir blieben bis zum nächsten Morgen in deren Haus.

Sheila und Bill waren froh darüber, daß wir sie nicht allein ließen.

Um sieben begaben sich Sheila und Jane in die Küche. Bill und ich

saßen in den bequemen Sesseln und rauchten.

»Du hast sehr viel für uns getan, John«, sagte Bill dankbar.

»Wozu hat man Freunde? Damit sie einem in der Not beistehen!«

Herrlicher Kaffeeduft schwebte durch das Haus und stieg uns verlockend in die Nase. Wir drückten die Zigaretten im Aschenbecher aus und erhoben uns gleichzeitig. Dabei grinsten wir, und Bill sprach aus, was ich in diesem Augenblick dachte: »Es ist herrlich, zu leben.«

»Du sagst es, mein Freund«, erwiderte ich, legte Bill den Arm um die Schultern und verließ mit ihm den Living-room.

Als wir dem Kaffeeduft entgegenstrebten, vernahm ich plötzlich eine piepsende Stimme, die sich vor Freude überschlug: »Onkel John! Onkel John!«

Und dann stürmte der kleine Johnny Conolly die Treppe herunter und warf sich ungestüm in meine Arme. Lachend küßte er mich auf die unrasierte Wange.

»Na, kleiner Mr. Conolly«, sagte ich grinsend. »Wie geht's uns denn so?«

»Prima.«

»Hast du gut geschlafen?«

»Nein. Ich habe schlecht geträumt, Onkel John. Ich hatte Angst, aber Tante Jane war bei mir. Sie sagte mir, daß ich mich nicht zu fürchten brauchte. Ich wollte auf dich warten, Onkel John, aber ich war zu müde…«

»Das macht doch nichts. Dafür habe ich auf dich gewartet.«

»Wirst du mit mir spielen?«

»Wenn du das möchtest.«

»Au fein. Bleibst du lange?«

»Den ganzen Vormittag, mein Junge. Ich bin sicher, wir werden zusammen sehr viel Spaß haben.«

Daraufhin schob der Knirps seine kleine Hand in die meine und sagte stolz zu seinem Vater: »Onkel John ist der beste Onkel von der Welt, Dad.«

Bill nickte grinsend. »Oja, Johnny. Das ist er. Das ist er in der Tat.«

ENDE